

Bericht

über die am 16. Juni 1913 abgehaltene

Jahresfeier der Georg-August-Universität

und die damit verbundene Feier des

XXV-jährigen Regierungsjubiläums

Seiner Majestät des Kaisers und Königs

Wilhelms II.



Göttingen 1913.
Druck der Dieterichschen Univ.Buchdruckerei
(W. Fr. Kaestner).

Programm der Feier.

Akademische Festouverture von Brahms.

„Dem Vaterland“ ein Hymnus für Männerchor und Orchester von
Hugo Wolf.

Rede des Prorektors Jacob Wackernagel (unten S. 3 ff.).

Verkündigung der königlichen Preise und der neuen Preisaufgaben
(S. 26 ff.).

Verkündigung der Ehrenpromotionen durch die Dekane (S. 37 ff.).

Kaisermarsch für Orchester und Chor von Richard Wagner.

Die Gesang- und Musikvorträge erfolgten unter der Leitung des Herrn Professor Freiberg und unter der Mitwirkung des Studenten-Gesangvereins und anderer Studierenden.

Hochgeehrte Versammlung,

Feierlicher als sonst, mit vaterländischen Liederklängen, haben wir heute unsere akademische Jahresfeier eingeleitet. Gleich zu Anfang soll zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie von besonderer Art sei, daß wir heute nicht bloß den glücklichen Ablauf Eines Jahres, sondern zugleich den eines ganzen Vierteljahrhunderts feiern, und daß es sich nicht um ein Fest allein der Georgia Augusta handle, sondern daß wir durch unsre heutige Zusammenkunft eine Feier mitbegehen, die das ganze Deutsche Reich in Bewegung setzt.

Vor diesen weit ausholenden Beziehungen brauchen wir den Gedanken an unsre eignen Aufgaben und unsre Arbeit nicht zurücktreten zu lassen.

So sehr unser gelehrtes Schaffen durch das Zusammenarbeiten mit den Fachgenossen andrer Länder bedingt ist, so großen Wert wir gerade hier in Göttingen darauf legen Söhne aller Nationen als Schüler und Arbeitsgenossen um uns zu haben: wahr bleibt doch, daß wie des Herrschers schützende Hand, das feste Gefüge des Staates auch unser Dasein trägt, so vor allem das Land, in dem wir wirken von der Art, wie wir wirken, Gewinn oder Schaden hat; daß sei es der Ruhm sei es der üble Ruf, der von unserer Arbeit ausgeht, auf die Nation zurückfällt. Dem Ganzen dienen wir vor allem mit unserer Berufsarbeit. So bin ich nicht genötigt, ja habe gar nicht das Recht, heute von der Sitte abzugehen, die dem Sprecher des Jahresfestes ein Wort aus der Wissenschaft und speziell aus seiner Wissenschaft auferlegt.

Ich muß freilich etwas bescheiden auftreten. Die indogermanische Sprachwissenschaft gehört nicht zu den führenden Wissenschaften Göttingens, nicht zu denen, die seit anderthalb Jahrhunderten den Namen der Georgia Augusta in die Welt tragen und aus aller Welt Schüler heranziehen. Erst vor 37 Jahren ist ihr

ein eigener Lehrstuhl gegönnt worden und auch da zunächst nur ein Lehrstuhl zweiten Grades.

Immerhin wäre es ungerecht zu meinen, daß die Sprachwissenschaft und insbesondere die indogermanische Sprachwissenschaft Göttingen nichts zu verdanken hätte.

Was im XVIII. Jahrhundert Johann David Michaelis, was im XIX. hoch über diesen Vorgänger hinausragend Heinrich Ewald für die Kenntnis und das tiefere Verständnis der semitischen Sprachen geleistet haben, darf ich nur nebenher erwähnen, und darf nur im Allgemeinen hinweisen auf die Bedeutung Göttingens für die Orientalistik überhaupt, die durch eine unverkennbare nach dieser Richtung liegende Begabung des niedersächsischen Stammes bedingt ist.

In Göttingen ist vor 130 Jahren der indische Ursprung der bis dahin aus Ägypten hergeleiteten Zigeuner an ihrer Sprache nachgewiesen worden, dies wichtig als Probe für die Befähigung der Linguistik geschichtliche Probleme zu lösen, denen auf andern Wege nicht beizukommen ist.

Ein Göttinger Historiker des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts hat Kenntnis slavischer Sprachen erworben und einen der wichtigsten altslavischen Texte publiziert zu einer Zeit, wo in Westeuropa das Slaventum unbekannt und bei den Slaven selbst die slavische Philologie noch nicht begründet war.

Ein Kollaborator des Göttinger Gymnasiums hat zu Anfang des XIX. Jahrhunderts die Entzifferung der Keilinschriften durch eine glänzende Entdeckung angebahnt und damit eine ganz neue Kenntnis wie des alten Orients überhaupt so auch seiner Sprachen ermöglicht.

Weiterhin sei daran erinnert, daß Göttingen eine der Geburtsstätten der Germanistik ist — Vorlesungen über Altdeutsch sind hier früher als an irgend einer deutschen Universität gehalten worden — und sei des großen Philologen gedacht, der einst als Schüler Boeckhs die neu erweckte Altertumswissenschaft nach Göttingen gebracht hat. Otfried Müller hat nicht bloß dem Verständnis griechischen Volkstums, griechischer Religion und Kunst neue Bahnen eröffnet. Er war auch der erste, der in die Völker- und Sprachenwelt des alten Italien Licht brachte und uns die Samniter und Umbrer als Brüder der Latiner, die Etrusker als einen in Herkunft und Sprache fremden Stamm erfassen lehrte.

Endlich als letzter Theodor Benfey, verschieden von den meisten der Vorgänger durch die Universalität seiner Studien und deren sprachwissenschaftliche Orientierung. Am meisten bekannt

als Entdecker der großen internationalen Zusammenhänge in der volkstümlichen Erzähllitteratur, hat er doch als einer der frühesten Interpreten des Veda und besonders als Sprachforscher nicht minder Großes geleistet. In der Verbindung von Akribie und genialer Kombinationsgabe, in der Fähigkeit von Kleinem auf Großes zu gelangen hat es ihm kaum einer seiner Arbeitsgenossen gleichgetan. Mit mancher Entdeckung war er der Forschung um ein Menschenalter voran. Und auch über den Kreis der indogermanischen Sprachen hinaus und bis an die Fragen nach dem Ursprung der Sprache ist sein forschender Geist gedrungen.

So entbehrt die indogermanische Sprachwissenschaft hier nicht ganz eines Bürgerbriefs. Ich darf es wagen Sie zu einer kurzen Wanderung innerhalb dieses Forschungsgebiets einzuladen.

Des festlichen Anlasses von heute wird es nicht ganz unwert scheinen insbesondere von einer Sprache zu reden, die seit Jahrtausenden eine wahrhaft königliche Stellung einnimmt und hoffentlich noch auf lange eine solche Stellung einzunehmen berufen ist. Ich möchte ohne irgendwelchen Anspruch auf Vollständigkeit festzustellen versuchen, wie sich das Bild von der Geschichte der griechischen Sprache durch die Forschung des letzten Jahrhunderts verschoben hat. Es hat sich stark verschoben und die Faktoren der Verschiebung sind mannigfach.

Neue Tatsachen sind hervorgetreten, man hat neue Fragen an die Tatsachen stellen gelernt; die Einsicht in die Bedingungen sprachlichen Lebens hat sich erweitert und vertieft. Im engeren Sinn philologische und im engeren Sinn sprachwissenschaftliche Arbeit war dabei beteiligt. Und gewiß auch ist die persönliche Eigenart mancher an diesen Aufgaben arbeitenden Forscher nicht ohne Bedeutung gewesen.

Zunächst gliedert man heute die Entwicklung des Griechischen anders. Als vor hundert Jahren Philipp Buttmann, dessen Name immer nur mit Veneration genannt werden darf, die wissenschaftliche Behandlung der griechischen Sprachlehre begründete, stand für ihn Homer durchaus an der Spitze und am Anfang. Mit Homer beginnt für Buttmann die Geschichte jedes einzelnen Wortes, jeder Form des Ausdrucks. Das war für damals selbstverständlich. Die Vorstellung, daß Homer in die Anfänge hineingehöre, ein primitiver Dichter sei, die das XVIII. Jahrhundert herausgebildet hatte, wirkte bis tief in das XIX. Jahrhundert nach. Und wenn man ehemals etwa in den Gedichten des Orpheus Reste hieratischer Poesie aus der Zeit vor Homer zu besitzen glaubte, so hatte eben zu Buttmanns Zeit Gottfried Hermann jenen Wahn mit sieg-

hafter Beweisführung zerstört und die sogenannten orphischen Gedichte an das Ende des Altertums verwiesen. Diese Auffassung von Homer hat das Studium der griechischen Sprache seitdem beherrscht, ja sogar in einem Werke von Ahrens zu dem Versuche geführt, den griechischen Sprachunterricht auf Homer aufzubauen. Wissenschaftlich läßt sich diese bedingungslose Voranstellung Homers nicht mehr aufrecht halten. Einmal, wie immer die großen Epen entstanden sein mögen, so hat jedenfalls das pisistrateische Athen den Sprachcharakter der Gedichte mitbestimmt. Wichtiger ist das zweite: auch wenn man von solchen jüngsten Schichten absieht und Homer im Ganzen nimmt, wird man zwar finden, daß er in Formen und Wendungen viel Hochaltertümliches bietet, z. T. sprachliche Erscheinungen, für die man nur im Rigveda eine Parallele findet, offenbar weil eine durch Jahrhunderte reichende poetische Tradition manches aus der lebendigen Rede Gewichenenes festhalten konnte: aber in manchen entlegeneren Teilen des griechischen Sprachgebietes, etwa in Kypros oder Kreta, trifft man Denkmäler, die in ihrem sprachlichen Habitus weit mehr Urzeitliches aufzeigen, als die Ilias. Ja selbst die Sprache Athens in seiner klassischen Zeit ist in Einzelnem altertümlicher. Jene epische Kunstsprache, die dank der Macht der Tradition soviel Altes bewahrt hat, ist eben zugleich ein Produkt höchster Kultur und ein Dokument der Frühreife der östlichen Stämme. Diese selbst haben sich auch sprachlich rascher entwickelt als die westlichen Griechen, und ihre Dichter beim Ausbau der Kunstsprache den Höhen des Ausdrucks zugestrebt und Schwerfälligkeit und Dunkelheit ebenso überwunden, wie sie alles Plebeische und Derbe von sich fernhielten.

Die sprachliche Würdigung Homers führt genau auf dasselbe, worauf die heute gültige Betrachtung seiner ganzen Kunst und seines Inhalts führt, ob man hier an die Gestaltung der Sage denke oder an das Weltbild, das er widerspiegelt. An Stelle der Simplizität des Urmenschen, die das XVIII. Jahrhundert an Homer bewundern zu dürfen glaubte, charakterisiert ihn für uns die feinste höfische Sitte und eine aufgeklärte Stellung zu der Götterwelt und zum Jenseits, der gegenüber uns die Religiosität noch des perikleischen Athens als sehr altfränkisch anmutet. Entsprechendes gilt vom Erzählungsstoffe. In der Ilias finden wir öfters primitiv rohe Züge ausgemerzt, die noch bei den attischen Tragikern zu finden sind.

Neben die veränderte Beurteilung Homers als des ältesten Sprachzeugen ist ferner im Laufe des vergangenen Jahrhunderts

getreten eine ganz andere Würdigung der mundartlichen Gliederung der griechischen Sprache. Ehedem erkannte man in den drei von der antiken Tradition unterschiedenen Dialekten Dorisch, Äolisch, Jonisch einfach Umfärbungen der klassischen attischen Sprache, die vorzüglich litterarischen Interessen zu dienen bestimmt schienen. Nun die eigentümliche litterarische Bedeutung der Mundarten wird auch die heutige Forschung nicht leugnen. Im Gegenteil ist sie vermöge ihres weitem Umblicks im Stande, die eigentümlich engen Beziehungen zwischen bestimmten Dialekttypen und bestimmten Litteraturgattungen durch frappante Analogien in andern, besonders den romanischen Litteraturen zu erläutern.

Im übrigen mußte sich die Anschauung von den Mundarten völlig verändern.

Die ungeheure Zunahme der mundartlichen Denkmäler, insbesondere der inschriftlichen; dann der durch die Sprachvergleiche gegebene Maßstab für die Unterscheidung von sprachlich Jungem und sprachlich Altem; endlich und ganz besonders das neue Verständnis für das Leben der Mundarten, das man auf andern Sprachgebieten und durch die Beobachtung der in der Gegenwart vor Augen liegenden Erscheinungen gewonnen hatte — alles das wirkte zusammen, um eine ganz neue Vorstellung von der dialektischen Varietät des Griechischen zu geben. Das Bild ist reicher und farbig geworden. Nicht drei Dialekte hat es gegeben, sondern eher dreißig, von denen ein jeder eine bestimmte Eigenart verrät. Und diese große Zahl schließt sich wohl in Gruppen zusammen, aber mit vielfachen Überschneidungen. Verschiedene griechische Stämme haben da und dort nach einander dieselbe Landschaft besetzt: die Sprache der ältern und jüngern Bewohner ist dann in Kampf getreten, einen Kampf, der selten mit dem ausschließlichen Siege des einen Sprachtypus endete. Überhaupt wird man überall der sprachlichen Mischung gewahr, auch in den Sprachen der Litteratur. Daneben hat man die Koexistenz gebildeter und plebeischer Umgangssprache in einzelnen Gebieten nachweisen können. In diesem Zusammenhang darf wohl der Bedeutung gedacht werden, die die moderne Dialektologie für das Verständnis der ältern griechischen Geschichte hat. Noch heutige Historiker haben die antike Überlieferung von einer dorischen Wanderung nicht glauben wollen: daß sie wirklich stattgefunden hat als das eigentliche Hauptereignis der ältern griechischen Stammesgeschichte, ist außer durch archäologische Indizien vor allem durch die Sprachwissenschaft erweisbar, da diese einen Bevölkerungswechsel im Peloponnes, eine ältere nicht-dorische Volksschicht daselbst fordern muß: wie denn

auch dieselbe Sprachwissenschaft neuerdings die von Meistern der Forschung bestrittene Überlieferung von einer einschneidenden etruskischen Periode in der Geschichte des alten Roms bewiesen hat.

Endlich noch ein Drittes! Das Hergebrachte war, und der Hellenismus unserer großen klassischen Zeit hatte diese Auffassung noch verschärft, in der attischen Sprache und der Sprache der großen Dichter den Höhepunkt der griechischen Sprachgeschichte, in allem, was die Folgezeit brachte, nur unerfreulichen Verfall zu sehen. Ob und wie weit eine prinzipiell denkende Sprachwissenschaft überhaupt von Blüte und Verfall einer Sprache sprechen dürfe, ist eine Frage, zu schwierig, als daß ich sie hier so nebenher zu erörtern wagte. Jedenfalls die Sprache der Jahrhunderte unmittelbar nach Alexander eine verfallende zu nennen wird heute kaum jemand den Mut haben. Nicht führend, sondern den Spuren einer sich von klassizistischen Vorurteilen befreienden Geschichts- und Litteraturforschung folgend, ist die Sprachforschung dazu gelangt den hohen Wert der nachklassischen Gräcität zu erfassen und das in ihr pulsierende Leben nachzuweisen. Man darf aber wohl sagen, daß neben diesem Vorbild und neben der außerordentlichen Bereicherung des Quellenmaterials (vor allem durch die Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte) für die Forschung auch hier die Weiterbildung der sprachwissenschaftlichen Theorie und die Beobachtungen wichtig geworden sind, die man an der Entwicklung der heutigen Schriftsprachen der europäischen Völker gemacht hat.

Denn auch die Sprache, die in den Reichen der Ptolemäer und Seleuciden herrschte und bis an die Grenzen Indiens vernehmbar war, in der anderseits die römischen Großen sich mit einem Polybios und einem Panaitios austauschten, auch dieses zur Weltsprache emporgestiegene Griechisch ist ein sehr kompliziertes Gebilde, das zwar Athen zum Ausgangspunkt hat, aber seine eigentümliche Gestalt und wir können auch sagen seinen Eigenwert der Mitarbeit der andern Griechen verdankt, die dieses Attisch übernahmen und die Schätze ihrer Mundarten in jenes hineintrugen. Und eigentümlich bereichernd wirkten die Gedankenarbeit der Philosophen, die Fortschritte der Technik und insbesondere die neue Aufgabe, die dem damaligen Geschlechte gestellt war, den Inhalt der weiten Welt, die sich durch Alexander neu aufgetan hatte, griechisch zu benennen. Nicht die geringste unter diesen Aufgaben war die, das Griechische als heilige Sprache der Juden dienen zu lassen. Mit großer Nachwirkung auf die Folgezeit, bis auf uns herab, ist sie gelöst worden. Barbarisch und bizarr mutet uns das griechische

Gewand der alttestamentlichen Texte an: und doch sind darin der griechischen Sprache neue Schönheiten entlockt worden.

Im innern Zusammenhang mit der gerechteren Wirkung der nachklassischen Sprache ist auch der Anschluß an das heutige Griechische, das sogen. Neugriechisch, wieder gefunden worden, das seit dem XVI. Jahrhundert außerhalb des Gesichtskreises eines normalen griechischen Sprachforschers gelegen hatte. Durch das Neuerwachen des modernen griechischen Volkstums und dessen Erschließung, die vor allem den befreienden Kämpfen der Zwanzigerjahre verdankt wird, anderseits durch die größere Weitherzigkeit, die in den Prinzipien der heutigen Sprachwissenschaft begründet ist, ist das Neugriechische in sein Recht als jüngste Phase des Griechischen und als dessen einziger lebender Vertreter eingesetzt werden. Nicht bloß an Sitten und Gebräuchen, auch an der Sprache sucht man die Kontinuität des Griechentums, das Fortleben des alten Griechenlands im neuen nachzuweisen. Wohl wird die dahin zielende Forschung kaum je so ertragreich werden, wie es die der romanischen Sprachen für das Latein geworden ist. Auf viel enger begrenztem Gebiet als das Latein hat sich das Griechische aus dem Altertum fortgeerbt. Und auf diesem engern Gebiet war das ganze Leben und damit auch das sprachliche Leben nicht so stark und so reich, wie etwa in Italien oder Gallien. Aber immerhin lassen sich manche Verbindungslinien ziehen. Viele Entwicklungsreihen in der Lautgebung wie in der Gestaltung und Verwendung der Wortformen finden ihren Abschluß in Erscheinungen der heutigen Sprache und werden eben dadurch viel klarer. Das kommt besonders dem Verständnis der hellenistischen Sprache und ihrer Abweichungen vom klassischen Attisch zu Gute. Und manches, das im alten Griechisch beständig galt, unserm deutschen Sprachgefühl aber fremdartig ist, wie der Unterschied von Imperfekt und Aorist, kann uns dadurch, daß es auch dem Hellenischen von heute eignet, zu lebendiger Anschauung gebracht werden. Selbst sprachliche Antiquitäten haben sich in die Gegenwart herüber gerettet. Wohl hat schon in der Kaiserzeit die aus einer Umgestaltung des Attischen erwachsene Gemeinsprache das ganze griechische Sprachgebiet erobert und bildet daher im Ganzen die Grundlage auch der heutigen Sprache mit Einschluß ihrer mundartlichen Varietäten. Aber doch hat sich in einem Winkel des Peloponneses ein Dialekt erhalten, aus dem uns noch Klänge der alten Spartiaten-Sprache entgegen tönen. Und wie wir im heutigen Italien da und dort Ortsnamen treffen, deren Lautgewand sich aus einer Zeit herschreibt, da das Latein noch nicht die einzige Sprache

Italiens war, so klingt uns noch heute aus dem und jenem griechischen Ortsnamen das alte dorische $\bar{a}$ entgegen.

Also die Auffassung von der internen Geschichte der griechischen Sprache, von dem gegenseitigen Verhältnis der verschiedenen griechischen Sprachtypen hat sich völlig verschoben. Nicht minder hat sich aber der Standpunkt verändert in Rücksicht auf die Frage nach der Stellung des Griechischen im Kreise der andern Sprachen, nach seiner Eigenart und Selbständigkeit.

Woher haben die Griechen ihre Sprache? Sie selbst haben sich diese Frage bei allem Sinnen über den Ursprung der Sprache als solcher kaum vorgelegt. Eine sehr lange Vorgeschichte trauten sie bekanntlich ihrem Volkstume nicht zu. Und die Heimat ihrer ältesten Ahnen dachten sie sich nie anderswo als in Hellas oder dessen nächster Nachbarschaft. Demgemäß konnte auch ihre Sprache nirgend anders als dort aufgekommen sein. Sie rechneten mit der Möglichkeit, daß die oder jene Barbarensprache älter wäre als die ihrige. Weiterhin schreckte z. B. Plato nicht von dem Satze zurück, daß die Hellenen, zumal die unter barbarischer Herrschaft lebenden, viele Wörter von den Barbaren entlehnt hätten, sogar solche Bezeichnungen alltäglichster Begriffe wie die Wörter für „Feuer“ und „Wasser“. Dies, und ähnliche Urteile anderer, stimmt zu analogen Theorien über den barbarischen Ursprung von Göttern und Kulturen. Aber daß die Schöpfer der hellenischen Sprache im Ganzen eben doch in Hellas lebende Hellenen gewesen seien, daran zweifelte Plato so wenig als einer seiner Volksgenossen. Und bis ins XIX. Jahrhundert hat niemand ernsthaft den Versuch gemacht, eine Anknüpfung des Griechischen seinen Grundbestandteilen nach außerhalb des Griechischen zu suchen.

Buttmann noch hat sich begnügt das Griechische aus sich selbst heraus zu begreifen. Aber eben in seiner Zeit ist der Beweis geführt worden, daß sich im Griechischen ein Sprachtypus fortsetzt, der zahlreichen Sprachen vom Ganges bis nach Irland zu Grunde liegt. Niemand leugnet mehr diese Tatsache. Aber daß diejenigen, die die Eigenart des Griechischen hervorheben und preisen, jener Tatsache wirklich Rechnung trügen, kann man kaum behaupten.

Wer vom Deutschen und Lateinischen her an das Griechische herantritt, wird es z. B. als eine besondere Eigentümlichkeit dieser Sprache empfinden, daß das griechische Verbum den feinen Unterschied eines Activums und Mediums, eines Konjunktivs und eines Optativs kennt, und in Imperfektum und Aorist eine uns unnachahmbare feine Doppelart präteritalen Ausdrucks besitzt. Er wird

ferner etwa den Dual als einen Erweis besonderer Befähigung zu sinnfälliger Anschaulichkeit des Ausdruckes betrachten. Und doch ist keine dieser das Griechische angeblich auszeichnenden Ausdrucksformen dem Griechischen eigentümlich, sondern alles dies nachweislich ererbt: der Veda zeigt dieselbe Mannigfaltigkeit in den Ausdrücken für Diathese, Tempus und Modus und der Dual lebt in verwandten Sprachen Osteuropas bis auf heute.

Schärfer als bisher meist geschehen, sollte wer das Griechische würdigen will, darüber klar sein, daß das Griechische nur die Fortsetzung einer Sprache ist, die gesprochen wurde, bevor es Griechen als solche gab, daß also die Griechen ihre Eigenart nicht in einem gänzlichen Neuschaffen äußern konnten, sondern nur in der Gestaltung von Empfangenem.

Der Umfang des indogermanischen Erbteils ist am sichersten bestimmbar und von den eigenen Errungenschaften des Griechischen am leichtesten abzugrenzen bei den Lauten, bei den Elementen der Wortbildung und Flexion, beim Satzbau. Hier handelt es sich um sprachliche Erscheinungen, die beim Sprechen beständig wiederkehren, bei denen Übereinstimmung und Widerspruch zwischen den Sprachen verhältnismäßig leicht festzustellen ist.

Weniger leicht ist die Scheidung zwischen Erbgut und Zuerworbenem beim Wortschatz.

Ein großer Teil des griechischen Wortschatzes, ein viel größerer als der Laie denkt, ist noch unerklärt. Es gibt viel Hunderte griechischer Wörter, bei denen bis jetzt indogermanischer Ursprung weder bestimmt behauptet noch bestimmt geleugnet werden kann. So bewegt man sich hier auf schwankendem Boden. Aber die Betrachtung ist hier doch wieder ergiebiger als bei den grammatischen Erscheinungen. Bei diesen können wir die Umgestaltungen mehr nur beschreiben als wirklich erklären. Bei den Worten als solchen dagegen lassen sich doch ein wenig die bei der Veränderung wirksamen Kräfte darstellen. Es fällt aus ihnen auch einiges Licht auf die Anfänge der griechischen Kultur.

Manche Verluste und Wortsubstitutionen entziehen sich vorläufig einer Erklärung. Man kann es z. B. einstweilen nur als eine Seltsamkeit konstatieren, daß die große Mehrzahl der indogermanischen Stämme das alte Wort für Fuß bewahrt haben: unser deutsches Wort entspricht nicht bloß griechischem *πούς* und lateinischem *pes*, sondern auch den gleichbedeutenden Wörtern der asiatischen Verwandten. Aber die Hand, die doch nie unbenannt bleiben konnte, wird fast in jeder Provinz des indogermanischen Sprachgebiets anders bezeichnet: das griechische Wort hat nichts

mit dem deutschen zu tun, beide nichts mit dem italischen, und einen vierten Ausdruck haben Inder und Iranier, einen fünften Balten und Slaven.

Aber manchmal glaubt man doch ein wenig hinter den Vorhang blicken zu können. Der Ausgang aus dem Leben wird im Lateinischen mit *morior* bezeichnet. Das war der ursprüngliche Ausdruck. Germanen wie Griechen haben ihn fallen lassen, aber ihn sicher einst besessen: das deutsche *Mord*, das griechische *βροτός* und *ἄμβροτος* setzen das alte Verbum noch voraus. Der Verlust dieses Verbums ist um so auffallender, als wenigstens die Griechen um das Leben zu bezeichnen, an den ererbten Ausdrucksmitteln festgehalten haben und daher darin mit dem Latein zusammengehen. Da hilft zunächst das Awesta weiter. Hier wird das alte Verbum des Sterbens nur vom Sterben der Glieder der bösen Schöpfung gebraucht: das Sterben der guten Geschöpfe wird mit einem Wort bezeichnet, das nach Ausweis der verwandten Sprachen eigentlich „weggehen“ bezeichnet haben muß. Und weiterhin erinnern wir uns im Anschluß hieran, wie überall und immer, auch in den lebenden Sprachen, die Neigung besteht das schlimme Wort vom Tod durch alle möglichen Ausdrücke des Gehens oder Scheidens oder Endens zu umgehen. Entsprechende Scheu hat bei den ältesten Griechen zum völligen Verluste des überkommenen Wortes geführt.

Je primitiver die Welt war, um so stärker war Scheu solcher Art wirksam, um so mehr alles von abergläubischen Vorstellungen durchdrungen. In feiner Darlegung hat vor einigen Jahren ein ausgezeichnete französischer Sprachforscher auf die Möglichkeit hingewiesen, daß der Verlust alten Sprachgutes oft mit dem sogen. Tabu zusammenhänge.

Oder nehmen wir die Verwandtschaftswörter. Sie führen bei den meisten Indogermanen ein sehr zähes Leben. Aber die Griechen haben das alte Wort für Bruder nur in politischem Sinne, das für Schwester gar nicht bewahrt; vielmehr ist bedeutsamer Weise an Stelle beider ein Wort getreten, das die Herkunft von Einer Mutter betont. Merkwürdig stimmt dies zu der attischen Rechtsbestimmung, die Ehen zwischen Kindern desselben Vaters von verschiedenen Müttern gestattet, also volles geschwisterliches Verhältnis nur bei der Abstammung von derselben Mutter anerkennt. Und in ein Zeitalter mit raschem Hinsterben der Generationen zu setzen ist vielleicht der Verlust der ererbten Worte für Großvater und Enkel und eine neugeschaffene Bezeichnung des

Enkels mit einem Worte, das bedeutet „keine Erinnerung habend“, offenbar keine Erinnerung an den Großvater.

Ich will statt viele Wortklassen in diesem Sinne durchzusprechen mich auf eine beschränken.

Bei der Festfeier einer Universität, an der die *Zahl* in besonders hoher Verehrung steht, sei mir gestattet, das Verhältnis der Griechen zum sprachlichen Erbgut an der Geschichte des Zahlworts etwas ausführlicher zu exemplifizieren. Dabei möge man mir zu Gute halten, wenn ich zunächst etwas über das Griechische hinausgreife.

Das Zahlwort bildet einen Gradmesser für die intellektuelle Bildung einer Sprachgemeinschaft. Es giebt Völker, die überhaupt nicht zur Bildung reiner Zahlworte gelangt sind. Sehr viele andere, die nur bis auf drei zählen können, eventuell dabei auch die Dreizahl nur durch „zwei plus eins“ ausdrücken. Aristoteles erwähnt einen thrakischen Stamm, bei dem Vier das höchste Zahlwort war. Die Denkkraft dieser Thraker habe wie die der Kinder keine höhere Zahlgröße erfaßt; auch habe sich für eine solche keine Verwendung geboten.

Der Fortschritt über solche primitive Zustände hinaus bestand einmal darin, daß man sehr viel höhere Zahlbegriffe ausdrücken lernte; zweitens und noch mehr darin, daß man ein Grundzahlwort gewann, durch dessen additive oder multiplikative Kombination mit den andern Zahlwörtern man alle höhern Zahlwerte auszudrücken vermochte: wobei immerhin frei stand die Vervielfachung der Grundzahl mit sich selbst durch ein selbständiges, nicht dem Grundzahlwort entstammendes Wort zu bezeichnen, wie denn zwar das alte Zahlwort, das sich in *hekaton centum hundert* fortsetzt, möglicherweise mit *deka decem zehn* zusammenhängt, aber *chilioi* und *mille* und *tausend* weder mit dem Zehnerzahlwort noch mit dem Hundertzahlwort etymologisch irgend etwas zu tun haben. Als solche Grundzahlworte kommen 5, 10, 20 vor, im augenscheinlichen Anschluß an die Zahl der Finger Einer Hand, an die aller Finger, endlich an die der Finger und Zehen zusammen.

Am häufigsten und bei allen sogen. Kulturvölkern herrschend geworden, von den Indogermanen schon in ihrer gemeinsamen Urzeit erworben, ist das dezimale System. Aristoteles weiß es allen Menschen, Hellenen wie Barbaren, gemeinsam und folgert daraus, daß es eine natürliche Grundlage haben müsse, wiewohl er nicht verkennt, daß man ebenso gut die Fünf oder eine höhere Zahl als zehn hätte zu Grunde legen können.

Gewiß liegt in dem dezimal geordneten Zahlwort ein ungeheurer Fortschritt. Kein geringerer als Hermann Usener hat in einer seiner letzten Abhandlungen gerade das dezimale Zahlwort als ein Beispiel dafür bezeichnet, welche Anhäufung von geistiger Arbeit von Jahrtausenden uns mit der Muttersprache als Erbe zufällt. Und dank der genialen Erfindung des Nullzeichens durch die Inder besitzen wir eine dem Geiste des Systems völlig adäquate Zahlenschrift. Aber das dezimale Zahlwort lehrt auch wieder den Nachteil mächtiger Überlieferung, den Fluch des Enkelseins erkennen. Die Erfahrung von Jahrtausenden erweist das dezimale System als höchst unpraktisch, weil die Zehn eine weder durch drei noch durch vier teilbare Zahlgröße ist. Daher auch in den Sprachen mit ererbtem Dezimalsystem die Tendenz darüber hinaus zu einem praktischen Duodezimalsystem zu gelangen. Ich verweise auf Ausdrücke wie *Dutzend* und die einheitlichen Bildungen *elf zwölf*. Johannes Schmidt hat einst geglaubt in diesen und ähnlichen Versuchen zu einem Duodezimalsystem eine Wirkung des babylonischen in unserer Stundeneinteilung fortlebenden Sexagesimalsystems erkennen zu sollen. Ich weiß nicht, ob mit Recht. Jedenfalls aber ist die Beliebtheit der duodezimalen Ausdrücke eben nur aus ihrer praktischen Verwendbarkeit zu erklären.

Aber trotz dieser Anläufe konnte das duodezimale Zahlwort nicht durchdringen. Zwar hat man es durchzuführen gesucht. In den germanischen Sprachen kommen, z. T. noch heute, die Ausdrücke für 100 und 1000 (mit verstärkendem Beisatz oder ohne solchen) im Sinne von 120 und von 1200 vor. Aber gerade in diesen letzten Steigerungen des duodezimalen Systems zeigt sich seine Hülfslosigkeit gegenüber den gegebenen Sprachtatsachen. Dem dezimalen Hundert 10×10 sollte als echt duodezimaless Großhundert nicht 12×10 entsprechen, sondern 12×12 , und als echt duodezimaless Tausend 12^3 . Entsprechend würden wir bei duodezimaler Verwendung unserer Ziffern die Zahlgröße 144 mit 1 und zwei Nullen, und die Zahlgröße 1728 mit 1 und drei Nullen bezeichnen müssen. Aber zu solcher Durchführung des Systems, die viel schönere Zahlen ergeben hätte als unser 100 und unser 1000, hätte keine Abstraktionsfähigkeit hingereicht. Das überlieferte feste Gefüge der Zehner und Hunderter bildete eine unübersteigbare Schranke.

Im Ganzen ist es nicht Sache des Sprachforschers künftige Sprachentwicklung vorauszusagen, so wenig als es die des Historikers ist, die politische Geschichte künftiger Jahrhunderte zu konstruieren. Aber das eine kann man mit völliger Sicherheit prophezeien: Das unerfreuliche unbequeme dezimale Zahlwortsystem

wird bis an das Ende der Tage gelten. Aus den Maschen dieses Netzes werden wir nie herauskommen.

Das Widerspiel zu diesem den Germanen eigenen Trieb das Zahlwort nach den natürlichen Bedürfnissen umzugestalten bildet die moderne Tendenz die Natur unter das Zahlwort zu knechten, die Bedürfnisse des Lebens der sprachlichen und graphischen Bequemlichkeit unterzuordnen und demgemäß die Maße und Gewichte und Münzen dezimal zu gliedern, statt, wie ehemals üblich war, dreiteilig und vierteilig und zwölftelig. Merkwürdiger Weise gehen nun die Griechen mehr mit den Franzosen der Revolution als mit den alten Germanen zusammen. Sie haben sprachlich so gut wie gar nicht an dem ererbten Dezimalsystem gerüttelt und sind anderseits in dessen Anwendung auf das praktische Leben überraschend weit gegangen. Während wir im Ganzen von der Anwendung des reinen Dezimalsystems auf die Zeiteinteilung zurückscheuen, kennen die Griechen eine Zerlegung des Monats in drei Dekaden, die der natürlichen Gliederung des Monats nach den Mondphasen so völlig widerspricht, haben also das Prinzip des *decadi* der französischen Revolution vorweggenommen. Oder es sei an das Beispiel des radikalen attischen Reformators Kleisthenes erinnert, der dem Lande Attika statt der herkömmlichen vier Phylen neugeschaffne zehn Phylen aufzwängte und im Zusammenhange damit genötigt war, das Amtsjahr statt nach Monaten vielmehr nach Zehnteln zu gliedern.

Mit diesem engen Anschluß an das überkommene Dezimalsystem paßt es nicht schlecht zusammen, daß die Griechen neben den Indern und Iranern die einzigen Indogermanen sind, die das alte Wort für 1000 beibehalten haben. Es war eine große Errungenschaft der Vorzeit gewesen, als man dazu gelangte den Begriff der Tausendzahl zu erfassen und zu benennen. Man hat diese Errungenschaft nicht überall festzuhalten vermocht. Wenn Kelten, Slaven, Balten in geschichtlicher Zeit zur Bezeichnung von 1000 auf Lehnworte angewiesen sind, so wird man das am einfachsten so erklären, daß diese Völker wenigstens im Hausgebrauch verlernt hatten soweit zu zählen und es des Verkehrs mit Fremden bedurfte, um den Weg zu dieser arithmetischen Höhe zurückzufinden. Ähnlich haben die Romanen Galliens zwar bis 1000 zu zählen vermocht und daher das lateinische *mille* festgehalten. Aber dessen Vervielfachung ging ihnen zunächst verloren; erst nachträglich haben sie alsdann *millia* entliehen. Vielleicht liegt dem bisher ungedeuteten lateinischen *mille* auch etwas Derartiges d. h. Verlust und darauf folgende Entlehnung zu Grunde, während noch

unaufgeklärt ist, was die Germanen dazu geführt hat das Erbwort durch die Neubildung *tausend*, eigentlich „Menge“, zu ersetzen.

Zu dieser unverlorenen Fähigkeit der Griechen hoch hinauf zu zählen stimmt es ferner, wenn sie allein neben Indern und Iranern von 1000 aus noch weiter zu bauen vermocht und einen einfachen Ausdruck für 10000 geformt haben, stimmt ferner die große Geltung der Tausendzahl im Leben der Griechen. Homer bereits ist ganz gewohnt, damit als präzisen Begriff zu operieren. Und im Staate der Griechen wiegen die Tausendschaften gerade so vor, wie bei den Germanen die Hundertschaften.

Die Orientalen wirtschaften freilich mit noch größern Zahlen. Anschauung organisierter großer Massen bot sich ihnen viel reichlicher. Am höchsten ist diese Fähigkeit bei den Indern gesteigert; alle Potenzen von 10 bis zum Betrag von 100000 Millionen können sie mit einfachen Wörtern benennen, während im Okzident die Ausdrücke Million, Billion und Trillion erst in den Jahrhunderten des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit geschaffen worden sind.

An Fähigkeit für die hohen Zahlen stehen die Italiker hinter den Griechen sichtlich zurück; aber auf dem Gebiete des Zahlworts besitzt das Latein doch einen charakteristischen Vorzug. In peinlicher Strenge braucht es, in Benutzung gewisser altererbter Bildungen, die sogen. Distributiva, setzt z. B. *quini* und nicht *quinque*, sobald nicht ein schlichtes Fünf, sondern eine wiederholte Fünffzahl oder eine Fünfheit von Mengen zu denken ist. Der Grieche hat dem eigentlich nichts an die Seite zu setzen. Man darf hier von einer Gabe rechnerischer Präzision sprechen, die dem italischen Geiste eignet und auch sonst sprachlich zum Ausdruck kommt. Z. B. wenn der Lateiner so scharf zwischen Vergangenheit und Vorvergangenheit, einfacher Zukunft und Vergangenheit in der Zukunft unterscheidet, der Grieche dagegen diese Unterschiede ganz läßlich behandelt, und streng genommen keine Ausdrucksformen dafür kennt.

Daß das Griechische eine lange vorgriechische Tradition hinter sich hat, weiß man seit hundert Jahren, und die Aufgabe ist hier nur die — sie ist allerdings groß genug — zwischen dem Überkommenen und dem Neuerworbenen zu scheiden.

Viel später ist eine zweite Erkenntnis gewonnen worden.

Wenn man die Hellenen als einen Zweig der indogermanischen Völkergruppe ansieht, so fällt damit natürlich auch der Glaube an ihre Autochthonie dahin: Hellas kann nicht die Wiege des Indogermanenstamms gewesen, die Hellenen müssen zugewandert sein. Aber mit dieser Anerkennung erhebt sich gleich die Frage, ob sie

die ersten Besiedler der Landschaften waren, in die sie kamen, oder ob sie hier eine ältere Bevölkerung anderer Sprache vorfanden, die dann irgendwie in den Zuwandern verschwand. Diese Frage hat man sich sehr lange nicht vorgelegt. Es ist eines der vielen Verdienste des genialen Friedrich August Pott, des Begründers der etymologischen Forschung auf indogermanischem Gebiete, eine erste entscheidende Beobachtung nach dieser Richtung gemacht zu haben.

Die Stadt Korinth, deren bedeutendes Dasein von heute bis zur homerischen Zeit zurückverfolgt werden kann, führt einen Namen, dessen Endung aus dem von den Hellenen mitgebrachten sprachlichen Erbgut nicht zu begreifen ist, aber auffällig mit andern altbezeugten Ortsnamen der griechischen Welt, auch mit dem des altberühmten Labyrinths zusammenklingt. Dies führte Pott zu der Annahme, daß in Stadtnamen von diesem Typus vorgriechische Bildungen zu erkennen seien, also die Hellenen bereits benannte Städte vorgefunden und dann nach deren Einnahme die alten Namen beibehalten hätten. Die so begründete Anschauung stimmt vorzüglich zu Überlieferungen der Griechen selbst.

Insbesondere aber, und das ist wieder ein schönes Beispiel dafür, daß die Sprachwissenschaft durch ihre Methoden Dinge erschließen kann, die später in Denkmälern sichtbar und greifbar zu Tage treten: Inschriften in fremder Sprache z. T. in noch undeuteter Schrift auf später griechischen Gebieten, und Reste reicher materieller Kultur, die einer vorhellenischen Bevölkerung angehört haben müssen, führen der heutigen Generation als Realität vor Augen, was die Forschung einst postulierte.

Schon das Altertum hatte übrigens für seine Überlieferungen ähnliche monumentale Bestätigungen erlebt. Thukydides war in der Lage die Nachricht, daß einst Karer auf den Inseln des ägäischen Meeres gehaust hätten, daran zu verifizieren, daß, als im J. 426 alle Gräber aus Delos entfernt werden, mehr als die Hälfte der in alter Zeit Begrabenen sich durch die Bestattungsart und die mitbegrabnen Waffen als Karer auswiesen.

Weiterhin ist man sich auch für andere Gebiete der indogermanischen Sprache klar geworden, daß man mit vorindogermanischen Bevölkerungen zu rechnen hat, die in früher Zeit indogermanisiert worden sind. Für Indien ist dies evident; aber auch der heutige Perser ist Indogermane nur der Sprache, nicht dem Geblüt nach. Wie starken Einfluß die Kelten in ihrem ganzen Wesen und auch in ihrer Sprache von den frühern Bewohnern der von ihnen besetzten Gebiete erfahren haben, als diese sich mit ihnen mischten und ihre Sprache übernahmen, hat Zimmer in seinen

letzten Arbeiten schlagend nachgewiesen. Und die neueste Forschung ist damit beschäftigt, die Ligurer, die uns in historischer Zeit im westlichen Oberitalien, besonders in der Riviera, entgegen-treten, als ein großes vorindogermanisches Urvolk, dessen Sitze sich bis nach Aquitanien und Spanien, ja vielleicht noch weiter erstreckten, zu erweisen.

Und nun da dieses Erklärungsprinzip überhaupt als richtig feststeht, tut sich die Möglichkeit auf, für alles was im Griechischen weder aus indogermanischem Erbteil hergeleitet noch als eigene griechische Neuschöpfung erklärt werden kann, einen Einfluß der in den indogermanischen Hellenen aufgegangenen vorhellenischen Bevölkerung in Anspruch zu nehmen. Wir müssen allerdings mit der Möglichkeit rechnen, daß das und jenes, was heute noch nicht als indogermanisch erkannt ist, morgen durch eine glückliche Kombination doch als solches erwiesen wird. Aber es giebt auch positive Indizien formaler und sachlicher Art, die uns vorwärts bringen. Bei der geographischen Nomenklatur ist der Nachweis leicht. Nicht bloß für sehr viele Berg- und Flußnamen, auch, was bedeutsamer ist, für viele Bezeichnungen menschlicher Siedelungen steht nunmehr der vorgriechische Ursprung fest.

Nun aber haftete an den Örtlichkeiten, in die die Hellenen einrückten, noch weiteres Sprachgut, das sich ihnen zur Aufnahme in ihre Sprache anbot. So Götternamen. Zwar hatten sie natürlich auch solche mitgebracht: Zeus, Pan, Kabeiros, vielleicht Poseidon gehören zu diesem indogermanischen Erbgut. Aber sie fanden nun Kultstätten vor, deren Heiligkeit auch für sie galt. Oft propften sie da wohl ihren eigenen Gottesdienst auf, verehrten etwa auf altheiligen Berghöhen ihren Zeus. Anderswo aber fügten sie sich ganz in das Vorgefundene. So kommt es, daß so viele griechische Götter un griechische Namen tragen z. B. Asklepios, Hephaistos, Apollon, Artemis, nicht bloß solche zweiten Ranges wie Asklepios und Hephaistos. Schon vor Jahrzehnten hat Tomaschek Apollo und Artemis für unhellenisch erklärt; heute wird kaum mehr jemand widersprechen. Gar nicht zu reden von jener Lieblingsgestalt der spätern griechischen Dichtung, dem Erdgeist Hya-kinthos, dessen Namen an Korinth und Labyrinth anklingt.

Es ist dies für die Würdigung des griechischen Götterglaubens nicht unwesentlich, zumal wenn man die sehr auffällige Tatsache hinzunimmt, daß die Griechen das alte Wort für Gott völlig aufgegeben haben, das bei den Völkern sowohl, die ihre Sprache Rom verdanken, als bei den aus Indien gekommenen Zigeunern, und ebenso bei Litauern und Kelten bis auf den heutigen Tag fortlebt.

Auffällig könnte höchstens scheinen, daß gerade die schauererregenden Gottesgestalten der Unterwelt griechische Namen führen, da man bei solchen zu allervorderst denken sollte, daß sie die Griechen nicht mitgebracht, sondern übernommen hätten. Gewiß. Aber bei diesen gingen eben die alten Namen unter, weil man sich scheute sie laut auszusprechen: man substituierte euphemistische Neubildungen, die das Wesen der Gottheiten nur andeuteten oder umdeuteten, nannte z. B. den Herrscher der Unterwelt Eubuleus den gut ratenden, die Rachegöttinnen Eumeniden, bezeichnete sie also als Wohlmeinende.

Im Anschluß daran drängt sich die weitere Frage auf, ob nicht auch der appellative Wortschatz der Hellenen auf diesem Wege eine Bereicherung erfahren habe. Die Einwanderer sahen sich in ihren neuen Wohnsitzen einer ungewohnten Fauna und Vegetation gegenüber. Sie konnten das Neue nach Analogie aus eigenem Sprachgut benennen, aber einfach auch das Ortsübliche hinnehmen. Gewisse Pflanzennamen wie Apsinthion machen sehr den Eindruck solcher Herkunft. Ferner rückten die Hellenen in eine Civilisation ein, die ihrer mitgebrachten in äußern Dingen überlegen war. Auch da mußte sich Abhängigkeit einstellen. Besonders charakteristisch ist das schon homerische Wort für Badewanne: *asaminthos*. Durch seine Endung erinnert es an manche bisher besprochene vorgriechische Namen. Und nun ist hier die sachliche Evidenz besonders groß. Einerseits ist nicht denkbar, daß die Hellenen auf ihren Wanderzügen Badewannen mitgeschleppt hätten, anderseits wissen wir nun aus den Funden von Kreta, wie früh dort mit anderm Luxus auch der des warmen Bades ausgebildet war.

Endlich noch eins. Das alte Wort für „König“, das durch lateinisch *rex* hindurch noch heute den Romanen eignet, und das in dem Namen der indischen Radschputen, eigentlich „der Königs-söhne“ gerade so gut vorliegt, wie im Ausgange der keltischen Fürstennamen Dumnorix, Vercingetorix, dieses alte Wort ist den Griechen abhanden gekommen ohne eine Spur zu hinterlassen; dagegen haben barbarische Bezeichnungen der höchsten Herrscherwürde bei ihnen Eingang gefunden. Von manchen dieser Ausdrücke, wie *palmys* bei Hipponax, wie dem seit dem VII. Jahrhundert belegten *tyrannos* stand der späte und fremde Ursprung schon für die Griechen fest. Aber auch die alte Bezeichnung der Herrscher als Vanakten, die bei Homer so beliebt und z. B. auf Kypros in lebendigem Gebrauche zu treffen ist, könnte aus Phrygien stammen, wo wir sie auf den alten Midas angewandt finden, und das allerhäufigste Wort *basileus* hat noch niemand einleuchtend aus

dem indogermanischen Erbgut zu deuten vermocht. Es klingt barbarisch. Offenbar verblaßte für die Einwanderer das mitgebrachte Königtum vor dem Glanze der Fürsten, die in Tiryns oder Knossos thronten. Und wer weiß, ob sich nicht die Einwanderer zunächst in ähnlicher Weise den autochthonen Herrschern als eigenwillige Untertanen und Hilfstruppen unterordneten, wie die Germanen den römischen Kaisern.

Das alles lernen wir durch die sprachliche Forschung von heute. Diese lehrt freilich auch, daß diese autochthonen Einflüsse eben doch nur die äußere Oberfläche berührten. Gleich die Personennamen sind außer an der Peripherie, wo bis in späte geschichtliche Zeit Griechen und Barbaren durcheinander wohnten, so gut wie rein hellenisch. Und daß die Hellenen von den Autochthonen gar Bildungselemente übernommen, oder sich in der Aussprache und Lautgebung oder aber in der sogen. innern Wortform irgendwie von den Autochthonen abhängig gemacht hätten, dafür fehlt bis jetzt jeder sichere Nachweis.

Jedenfalls zeichnen sich die Hellenen in ihrer geschichtlichen Zeit durch eine sehr große Sprödigkeit gegenüber allem Fremden aus. Eine fremde Sprache zu können war Zeichen unvollständigen Griechentums, und keine uns bekannte Kultursprache ist von Lehnwörtern verhältnismäßig so frei, wie die Sprache des Plato und des Demosthenes. Doch darüber wie über die Durchdringung des Griechischen mit Latein, die in der augusteischen Zeit und hier gleich sehr intensiv einsetzt, muß ich hier schweigen: obwohl betont werden darf, daß wir auch hier wiederum mit ganz anderen Augen sehen als die ältere Gelehrtengeneration.

Nur da wir das Zahlwort als einen Maßstab für Eigenart und Entwicklung der griechischen Sprache genommen haben, sei noch die Frage aufgeworfen, ob da etwa sei es Einflüsse der vorgriechischen Autochthonen sei es der römischen Kultur nachweisbar sind. Undenkbar wäre es nicht. Wenn der heutige Franzose sonderbarer Weise *quatre-vingts* sagt statt des naturgemäßen *huitante*, so wurzelt dies in sehr tiefer Erdschicht. In allen Weltteilen hat Pott ein auf die 20 als Grundzahl basiertes Zahlwort nachgewiesen. Wir können uns dessen Genesis und Beliebtheit etwa aus der Sitte der Grönländer erläutern, die 1—10 an den Fingern herzählen und 11—20 an den Zehen, und den Begriff 20 mit „ein Mensch“, den Begriff 100 mit „fünf Menschen“ bezeichnen. Dieses vigesimale System lebt noch heute bei den Basken, es gehörte also der Urbevölkerung Europas an. Von der haben es die einwandernden Kelten übernommen und diese es wieder auf das neu erlernte Latein über-

tragen. Vielleicht haben die Griechen bei ihren Autochthonen ebenfalls ein nicht-dezimales Zahlwort, nämlich das vielerorts nachgewiesene quinäre System vorgefunden, wo also 10 durch 2×5 , 20 mit 4×5 ausgedrückt wurde. Ihr eigenes Zahlwort zwar zeigt davon keine Spur. Aber man beachte, daß Homer, da er den ägyptischen Meergott Proteus seine Robben zählen läßt, dieses Zählen mit einem Verbum bezeichnet, das eigentlich „Pentaden aneinander reihen“ bedeutet. Reflektiert sich da vielleicht eben eine von den Hellenen vorgefundene primitivere Form des Zählens?

Andererseits liefert das Zahlwort auch wieder Belege für jenen andern fremden Einfluß, der in späterer Zeit einsetzte, denjenigen Roms. Nicht im Zahlwort selbst. Aber in den Ausdrücken des öffentlichen Lebens und des Verkehrs, die aus dem Zahlwort gebildet sind, wie der Bezeichnung des Centurio, der Meile, der Kalendermonate. Hierin geht die heutige europäische Welt mit den Griechen zusammen. Der Name des *denarius* ist, leicht gräzisiert, sogar bis nach Indien gedrunken.

Also auf das Erbgut und auf das fremde Gut, das im Griechischen enthalten ist, hat die neuere Forschung mit vorzüglichem Interesse und Erfolg geachtet. Noch von einem dritten Standpunkt der Betrachtung aus kommt sie dazu von Isolierung des Griechischen abzumachen.

Die Vereinfachung der Ausdrucksmittel einerseits und deren Verfeinerung und Bereicherung andererseits, durch die sich das Griechische, besonders in der Gestaltung, die es im V. und IV. Jahrhundert in Ionien und Athen erreicht hat, von seiner Urgestalt unterscheidet, beruht zu einem großen Teil auf Entwicklungen, die gradeso in andern Sprachen zu treffen sind.

In einer seiner berühmtesten Abhandlungen hat Wilhelm von Humboldt die Verbreitung der uns so seltsam anmutenden Dualis als eines mit Singular und Plural parallelen Numerus durch alle Erdteile verfolgt und nachgewiesen, wie die Anwendung einer besondern Bezeichnung für das paarweis Vorhandene primitiver Denkform entspreche. Aber ebenso wie das Auftreten des Duals ist dessen Absterben eine generelle Erscheinung, gewissermaßen ein Gradmesser der Kultur. Unter den Indogermanen von heute haben bloß ein paar obskure slavische und litauische Stämme dieses alte Erbteil festgehalten. Und zu welcher andern Sprachfamilie man sich immer hinwende, durchweg findet man den Dual bei deren am meisten civilisierten Vertretern aufgegeben. Wenn also das Griechische Ioniens in ältester Zeit, dasjenige Attikas etwa im Zeitalter Alexanders sich auf Singular und Plural beschränkt, so hat

es damit eine Wandlung erlitten, die überall sonst auch eingetreten ist. Nur das wird man bemerkenswert finden, daß die Griechen in ihrer Mehrzahl solange diese Antiquität festgehalten haben, anderseits die Ionier sich auch darin als diejenigen zeigen, die den übrigen Griechen in der geistigen Entwicklung weit voraus waren.

Vor Jahren hat ein ausgezeichnete dänischer Sprachforscher ein Werk über den Fortschritt in der Sprache veröffentlicht. Wie man auch über das Einzelne in seinen Aufstellungen denke: gewisse Entwicklungen gehen durch alle Sprachen durch, die man vom intellektuellen Standpunkt der Betrachtung aus als Fortschritt bezeichnen kann und muß. Überall sind die Abstrakta jünger als die Konkreta, die Eigenschaftswörter jünger als die Sachbezeichnungen; die Gattungsbezeichnungen später aufgekomen als die Individuellen. Schon die indogermanische Grundsprache, wie wir sie rekonstruieren können, war in diesen Beziehungen weit über das kindliche Stadium heraus. Sie besaß z. B. Abstrakta und Eigenschaftswörter in vollster Ausbildung. Aber in anderm vollzieht sich der Fortschritt erst innerhalb der griechischen Sprachgeschichte.

Man hebt es an der Sprache der Tasmanier hervor, daß sie zwar alle möglichen Ausdrücke für bestimmte Bäume, aber kein Wort für Baum schlechtweg besitzen: nun die Griechen haben so wie andre ihnen verwandte Völker es nur im Laufe ihrer Entwicklung zu einem allumfassenden Worte für „Tier“ gebracht.

Ebenso liegt ein Fortschreiten vom Sinnlichen zum Verstandesmäßigen, den das Griechische mit andern Sprachen gemein hat, vor, wenn es in der Wortstellung immer mehr die rhythmischen Rücksichten zurücktreten, die begrifflichen vorwalten läßt, oder wenn es die musikalische Art der Betonung schließlich dem Nachdrucksakzent opfert.

Auch in Bezug auf Einzelschöpfungen, die auf intellektueller Kultur beruhen, geht das Griechische merkwürdig mit andern Sprachen parallel. So in der Ausbildung dieses unschätzbaren Redeteils, des Artikels, den viele unsrer Sprache unverwandte Sprachen besitzen, den aber die indogermanische Grundsprache und das älteste Griechisch noch nicht besaßen, dessen noch heute einzelne indogermanische Sprachen wie z. B. das Russische entraten: das Griechische hat ihn aus einem Demonstrativum entwickelt, ebenso später die romanischen Sprachen; ebenso die germanischen, und diese aus demselben Demonstrativum wie das Griechische. Alles dies; ohne daß von Einflüssen der einen dieser Sprachgemeinschaften auf die andere die Rede sein könnte. In allen dreien war dasselbe

Ausdrucksbedürfnis wirksam und zugleich in allen dreien derselbe oder fast derselbe Stoff zu dessen Befriedigung vorhanden.

Oder ein letztes. Längst bemerkt, aber noch immer nicht völlig erklärt, ist der Parallelismus, der zwischen den germanischen und den romanischen Sprachen in der Neuschöpfung einer weder im alten Latein noch im Urgermanischen vorhandenen periphrastischen Perfektbildung mit dem Verben *haben* besteht. Nun auch das Griechische auf seiner jüngsten Stufe, als Neugriechisch, ist genau zu eben dem gelangt.

Kommt bei all diesem Vergleichen, das die Sprachwissenschaft treibt, bei all diesem Schlagen von Brücken nach auswärts, die Eigenart des Griechischen zu ihrem Recht? Wird insbesondere hierdurch erstens der innere Zusammenhang zwischen griechischer Sprache und griechischer Geistesart ans Licht gestellt, und zweitens der Vorrang begründet, den man dem Griechischen innerhalb der Sprachen der Erde zuweist?

Anläufe und Versuche wenigstens zu wissenschaftlich begründeten Werturteilen über das Griechische sind schon im Altertum gemacht worden. In der Kaiserzeit sind die Lehrer der Redekunst und denkende Historiker bei ihrem Vergleichen von Griechen und Römern auch auf diese Frage geführt worden. In ansprechender Weise führt Quintilian aus, wie die *latina facundia* zwar im Ganzen mit der griechischen wohl wetteifern könne, aber über ein viel schlechteres sprachliches Instrument verfüge. Das Griechische sei einmal euphonischer als das Latein durch den Besitz der *iucundissimae litterae y und z*, durch das Fehlen der *litterae tristes et horridae f, v*, durch die Beschränkung des Auslauts auf gewisse Konsonanten, durch den musikalischen Charakter und die Mannigfaltigkeit seines Akzents. Ferner verfüge das Griechische über reichere Ausdrucksmittel, daher das Latein vielfach genötigt sei bei ihm zu borgen. Und endlich besitze es eine eigentümliche *copia* auch dadurch, daß es in litterarischer Darstellung zwischen den Dialekten abwechseln könne. — Ähnliche Beobachtungen hat vom Standpunkt des Griechen Plutarch angestellt.

Auch die moderne Wissenschaft erkennt die Forderung einer zur Würdigung vordringenden Erforschung der Sprachen nicht. Ich berufe mich auf einen der Begründer des modernen Denkens. Das wäre die vornehmste Art von Grammatik, lehrt Bacon, wenn einer bei vielseitigster Kenntniss der Sprachen es unternähme zu zeigen, worin eine jede sich auszeichne oder aber zurückstehe. Und im Zeitalter des Rationalismus wagte 1796 Jenisch den Versuch einer philosophisch-kritischen Vergleichung und Würdigung

von neunzehn ältern und neuern Sprachen Europas. Aber allerdings die fachmäßige Sprachwissenschaft des XIX. Jahrhunderts hat sich bis jetzt mit Fragen dieser Art ex officio weniger emsig beschäftigt, ihre Kraft vorzüglich auf das Vergleichen, auf das Feststellen dessen, was den Sprachen irgendwie gemeinsam ist, dann auf die Beschreibung ihrer innern Entwicklung geworfen. Sie hat das Charakterisieren der einzelnen Sprachen und die Werturteile über sie gern den Dilettanten überlassen. Immerhin hat sie mit den bisher geübten Methoden schon manche Bausteine für solche Betrachtung zusammengetragen; das ist vielleicht auch aus dem Vorgetragenen da und dort ersichtlich geworden. Es gilt nur noch etwas mehr in die Tiefe zu dringen.

Jedenfalls ist man in der heutigen Wissenschaft derartiger Forschung wieder mehr zugewandt, als vor dreißig und vierzig Jahren, da man sich fast nur für Lautgeschichte und die Wirkungen allgemein psychischer Vorgänge, viel zu wenig für das Individuelle und Kulturelle, das im tiefern Sinn Geschichtliche in den Sprachen interessierte.

Wilhelm von Humboldt, dessen Name gerade heuer wieder neu erstrahlt als eines der Männer, die vor hundert Jahren für die Neugestaltung des Deutschtums und den Wiederaufbau des preussischen Staates tätig gewesen sind, der hochgebildete Denker, der die werdende Sprachwissenschaft durch seine Mitarbeit geädelt hat, wird wieder mehr als Führer anerkannt. Man sucht die Teile seines Programms, die der Entwicklung der Sprachwissenschaft seiner und der nächstfolgenden Zeit vorausgriffen, zu verwirklichen. In bewußtem Anschluß an ihn sucht man etwa den deutschen Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung zu erweisen, oder mit mehr geschichtlicher Betrachtung zu zeigen, in wie haarscharfem Parallelismus mit der politischen und literarischen Entwicklung Frankreichs sich die Entwicklung der französischen Sprache ein Jahrtausend hindurch vollzogen hat.

Bedenken gegen die Durchführung dieser Versuche wird man kaum unterdrücken können, der in ihnen wirksamen Tendenz wird man den Beifall kaum versagen. Es werden da schöne große Ziele gesteckt.

Auch für das Griechische wird gewiß noch mehr solche Arbeit geleistet werden. Man wird prüfen, ob sich wirklich ein durchgehender Zusammenhang zwischen der Sprache der Griechen und ihrer sonstigen Geistesart nachweisen läßt. Man wird versuchen allmählich auch Maßstäbe zu finden, an denen sich der Wert einer Sprache (abgesehen zunächst von dem Bildungswerte,

den sie für eine bestimmte Zeit hat) absolut gemessen werden kann. Den Freunden des Hellenismus braucht es davor nicht bange zu sein. Wer der Wissenschaft dient, ist der freudigen Zuversicht, daß wissenschaftliche Betrachtung nie auf die Dauer zu einer Entwertung wirklicher Werte führen kann, und daß man die wahren und berechtigten Zwecke einer Apologetik am meisten dann fördert, wenn man sich der Apologetik entschlägt.

II.

Vielleicht hat das Vorgetragene den Eindruck erweckt, erstens daß die griechische Sprachgeschichte, indem sie die Beschränkung auf das Alte und Klassische und indem sie die selbstgenügsame Isolierung des Griechischen aufgab, zwar vielleicht interessanter gewiß aber komplizierter und schwieriger geworden sei, und zweitens daß sie einen großen Teil ihrer Aufgabe noch gar nicht gelöst habe. Nun es liegt mir fern, das eine oder das andere zu bestreiten oder zu verschweigen.

Es wäre kein Ruhm für eine Universitätswissenschaft, als leicht oder als endgültig abgeschlossen zu erscheinen. Sie würde insbesondere damit ein wesentliches Stück ihrer erzieherischen Kraft verlieren.

Wir wünschen in unsere Jugend nicht bequeme Satttheit zu pflanzen, wir wünschen nicht, daß sie rasch fertig werde, sondern wir wollen ihr hohe Ziele vorstecken, denen sie mit Einsetzung der ganzen Kraft nachjagen soll.

Ich darf darauf wohl auch im Hinblick auf den traditionellen Anlaß der heutigen Feier hinweisen.

Dank der im Jahre 1784 erfolgten Stiftung der königlichen Preise sind wir in der Lage, zwischen den Studierenden einen wissenschaftlichen Wettbewerb eintreten zu lassen und den Sieger im Wettbewerb durch öffentliche Zuteilung eines Preises auszuzeichnen. Diese Sitte soll von uns nicht bloß als eine Aufmunterung des Fleißes und als eine Anerkennung guter Begabung geübt werden. Sie soll auch ausdrücken und gewissermaßen symbolisieren, daß eine Hauptbedeutung des wissenschaftlichen Unterrichtes im Stellen von Problemen besteht.

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß die Preisaufgaben nur einen kleinen Ausschnitt des Unterrichts darstellen, daß somit auch die Lösung von Preisaufgaben keinen Maßstab dafür abgeben kann, wie viel Fähigkeit und wie viel Willigkeit die akademische Jugend der ihr zugemuteten Arbeit entgegenbringt. Immer-

hin freuen wir uns, wenn die Beobachtung des alten Brauches doch noch Früchte zeitigt.

Ich habe die Freude mitzuteilen, daß auf fast alle Preisaufgaben des letzten Jahres Arbeiten eingelaufen sind.

Für die von der theologischen Fakultät gestellte Preisaufgabe:

„Beurteilung der Mystik in der lutherischen Kirche von Johann Arndt bis auf Schleiermacher“ ist eine Bearbeitung eingegangen mit dem Kennwort: „Schleiermacher“.

Die Fakultät hat über diese Arbeit folgendes Urteil abgegeben.

Der Verfasser versucht die allmähliche Durchsetzung der lutherischen Theologie mit Gedanken ursprünglich mystischer Provenienz nachzuweisen. Er hat die so erfaßte Aufgabe mit fleißigem Studium der sekundären Literatur wie der Quellen, mit selbständigem Urteil und unverkennbarem Geschick durchgeführt. Aber die Strenge der Methode, wie die Konsequenz der Begriffsbildung zeigt sich dem spröden Stoff noch nicht gewachsen. Die Aufgabe ist um ein wesentliches Moment, die Genesis des polemischen Begriffs von Mystik in der Orthodoxie, verkürzt: auch die Kenntnis des Stoffs läßt an wichtigen Punkten noch zu wünschen. Die Fakultät hat daher der Arbeit nur das „Accessit“ zuerkennen können.

Über den für die Preispredigt gestellten Text: „Psalm 50, Vers 14 und 15“ sind drei Predigten eingegangen. Von diesen kamen zwei: mit dem Motto: „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich, wie am ersten Tag“ und mit dem Motto „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ für einen Preis nicht in Betracht. Die dritte Predigt mit dem Motto: „Bete und arbeite!“ ist zwar mehrfach zu skizzenhaft, wo weitere Durcharbeitung erwünscht wäre, und hätte den Text noch tiefer ausschöpfen können; doch konnte ihr die Fakultät mit Rücksicht auf das Bemühen, den Text im Rahmen seines Zusammenhanges wirken zu lassen, und mit Rücksicht auf die planvolle, wenn auch äußerlich lose gefügte Gedankenfolge, und die Wärme der Darstellung wenigstens das „Accessit“ zubilligen.

Die beiden Verfasser, die mit ihren Arbeiten das Accessit erreicht haben, werden, wenn sie die Veröffentlichung ihrer Namen wünschen, gebeten, sich alsbald nach der Feier dem Dekan der theologischen Fakultät als Verfasser zu nennen.

Auf das von der juristischen Fakultät gestellte Thema:

„Der Einfluß des Konkurses auf das private Versicherungsver-

hältnis“ ist eine Arbeit mit dem Motto: „Jahrhunderte haben dazu gedient, daß du gelesen wurdest; und Jahrhunderte warten schweigend, was du mit deinem Leben anfangen wirst“ eingegangen.

Die Fakultät war sich bei Stellung des Themas der Schwierigkeiten, die es für einen Anfänger darbot, wohl bewußt und ließ bei Beurteilung der Arbeit diesen Gesichtspunkt nicht außer Acht. Immerhin mußte die Fakultät wenigstens eine eingehende Darstellung der rechtlichen Gesichtspunkte unter fleißiger Benutzung der Literatur und Judikatur erwarten. Leider entspricht die eingelieferte Abhandlung diesen Erfordernissen nicht. Sie beschränkt sich auf eine Untersuchung einzelner Fragen und Erläuterung einzelner Paragraphen der einschlägigen Gesetze, ohne eine abgerundete und systematisch gehörig gegliederte Darstellung zu geben. Sie geht auf einzelne unbedeutende Punkte verhältnismäßig genau ein, während sie wichtige Dinge leicht abtut. An eindringender juristischer Analyse gebricht es ihr ebenso, wie an genauerer Benutzung der Literatur und Judikatur.

Anzuerkennen ist, daß der Verfasser die wirtschaftlichen Erscheinungen beobachtet hat und daß er hier und da treffende Bemerkungen de lege ferenda einfließen läßt. Im Ganzen läßt sich aber nicht sagen, daß die Arbeit in wissenschaftlich beachtenswertem Grade die Erkenntnis der Materie gefördert hat. Die Fakultät ist somit nicht in der Lage, der Arbeit einen Preis zuzuerkennen.

Die medizinische Fakultät hatte die Aufgabe gestellt:

„Es soll untersucht werden, ob und inwieweit das Wachstum der Bakterien durch ihre eigenen Stoffwechselprodukte gefördert oder gehemmt wird.“ Hierauf ist eine Arbeit eingegangen mit dem Motto: „Favete.“ Das Urteil der Fakultät über diese Arbeit lautet:

Der Verfasser hat den Nachweis erbracht, daß im Gegensatz zu den Anschauungen früherer Autoren bei den von ihm untersuchten Bakterien weder auf festen noch in flüssigen Nährböden spezifische hemmende Stoffwechselprodukte entstehen, und er gibt auch eine zutreffende Erklärung für diesen abweichenden Befund. Der Verfasser hat aber das Thema nicht erschöpft, da es ihm nicht gelungen ist, für das Aufhören des Wachstums in älteren Kulturen eine ausreichende Erklärung zu finden und die höchst wahrscheinlich vorhandenen, nicht spezifischen, Stoffwechselprodukte näher zu untersuchen. Dieser Mangel der Arbeit findet wohl seine Erklärung und auch seine Entschuldigung darin, daß sich im Laufe der

Arbeit sehr große methodische Schwierigkeiten herausgestellt haben, und daß insonderheit zur Prüfung des Einflusses der Stoffwechselprodukte auf das Wachstum sehr mühevoll und zeitraubende Zählungen der Bakterien notwendig waren.

Die Fakultät ist deshalb zu ihrem Bedauern nicht in der Lage, die Arbeit als des vollen Preises wert zu bezeichnen. Sie hat aber beschlossen, in voller Anerkennung des auf die Arbeit verwandten großen Fleißes und der erzielten wichtigen Ergebnisse dem Verfasser den halben Preis zu verleihen, und fordert ihn auf sich deswegen nach der Feier bei dem Dekan persönlich zu melden.

Von den beiden durch die philosophische Fakultät im vorigen Jahre gestellten Preisaufgaben hat nur diejenige der historisch-philologischen Abteilung „Die Naturpersonifikationen in der griechischen Kunst“ eine Bearbeitung gefunden. Über die unter dem Motto: „Pictoribus atque poetis quidlibet audendi semper fuit aequa potestas“ rechtzeitig eingelieferte Arbeit urteilt die Fakultät folgendermaßen:

Der Verfasser der Arbeit hat sich, von der im Preisausschreiben ausdrücklich gewährten Freiheit Gebrauch machend, auf die Behandlung der Personifikationen von Ländern und Städten beschränkt. In dieser Beschränkung wird die umfangreiche Arbeit der gestellten Aufgabe vollkommen gerecht. Das weit zerstreute Material ist mit Fleiß und Sorgfalt gesammelt, umsichtig geordnet und mit für einen Anfänger bemerkenswerter Sicherheit der Methode behandelt. Überall dringt die Untersuchung in die Tiefe und zeigt die geschichtliche Entwicklung auf. So sind im ganzen und einzelnen beachtenswerte Ergebnisse gewonnen, und die Arbeit darf als eine wahrhaft fördernde bezeichnet werden. Die Fakultät erkennt ihr daher den vollen Preis zu.

Sie stellt dem Verfasser anheim, durch knappere Zusammenfassung einzelner Teile die gewonnenen Ergebnisse noch schärfer hervortreten zu lassen und vielleicht die Untersuchung durch die nach Maßgabe der Gesichtspunkte wesentlich kürzer zu fassende Behandlung der Berg- und Fluß-Personifikationen zu vervollständigen, ohne jedoch diese Vervollständigung dem Verfasser als Bedingung vorzuschreiben.

Die Eröffnung des mit dem Motto versehenen Couverts ergibt als Verfasser FRIEDRICH MATZ stud. phil. aus Lübeck.

Ich habe nun die Preisaufgaben für das nächste Jahr zu verkünden.

Die theologische Fakultät stellt für die neue Preisarbeit das Thema:

„Die Stellung des Apostels Paulus zum Judentum und Judenthum (mit besonderer Berücksichtigung von Adolf Harnack „Neue Untersuchungen zur Apostelgeschichte“ 1911 und von Albert Schweitzer „Geschichte der paulinischen Forschung“ 1911)“

und als Text für die Preispredigt Römer 5, 1—5.

Die juristische Fakultät stellt die Preisaufgabe:

„Welche Nachrichten enthalten die ägyptischen Papyrusurkunden über das römische Strafrecht?“

Die Preisaufgabe der medizinischen Fakultät für das Jahr 1914 lautet:

„Es soll an der Hand vorhandener und noch anzufertigender homoioplastischer Arterien-Transplantationen untersucht werden, ob die Arterie des Spenders unter allen Umständen im neuen Wirt zu Grunde geht.“

Endlich sind von der philosophischen Fakultät folgende zwei Preisaufgaben gestellt:

1) Von der mathem.-naturwissenschaftlichen Abteilung:

„Im Anschluß an die klassischen Arbeiten von Hertz ist das elektromagnetische Feld von Oszillatoren mehrfach theoretisch und experimentell untersucht worden. Es fehlen experimentelle Untersuchungen über den Verlauf des Feldes in unmittelbarer Nähe der Oszillatoren und über die Phasenverhältnisse. Die Fakultät wünscht eine Erweiterung der bisherigen Versuche nach diesen Richtungen hin, mit besonderer Berücksichtigung der Oszillatorform.“

2) Von der hist.-philologischen Abteilung:

„Die Bezeichnung der Vokale durch Konsonantenzeichen in den nordsemitischen Sprachen soll in ihrer geschichtlichen Entwicklung von den ersten Anfängen bis zu ihrer vollständigen Durchführung, wie sie vor allem im Mandäischen vorliegt, dargestellt werden. Gewicht wird darauf gelegt, daß die Inschriften und Papyri in umfassender Weise herangezogen werden.“

Die Bedingungen des Preisbewerbes, sowie alles Weitere für die Bearbeiter Wissenswerte, wird durch Anschlag am Schwarzen Brett bekannt gemacht werden.

III.

Hochgeehrte Versammlung,

Es ist hergebracht an die Verkündung der Preise einen Rückblick anzuschließen auf das Jahr, das die Universität zuletzt durchlebt hat. Es ist eine Pflicht der Pietät, daß wir heute wenigstens der hochgeschätzten Kollegen gedenken, die vor einem Jahre noch unter uns weilten und die wir bei diesem Feste vermissen. Es gehören dazu nicht bloß solche, auf die eine schwere Last von Jahren drückte und die sich nach wohl vollbrachtem Tagewerk zur Ruhe legen durften. Mitten aus voller Kraft sind mehrere abgerufen worden, von denen wir noch große Leistungen erhoffen durften. Und auch in unserer Studentenschaft hat der Tod im verflossenen Jahre Lücken gerissen, z. T. unter höchst schmerzlichen Umständen. Neben diesen ernstesten Erlebnissen hätten wir manche weitere, persönliche und sachliche, z. T. höchst erfreuliche und bedeutsame, zu verzeichnen. Aber der Blick wendet sich heute auf einen längern Zeitraum zurück. Mit dem ganzen Lande feiern wir heute den Tag, da der erlauchte Herrscher, unter dessen Schirm wir leben und unsern Beruf ausüben, vor fünfundzwanzig Jahren sein Regiment antrat.

An unserer ganzen geschichtlichen Erinnerung gemessen, ist ein Vierteljahrhundert ein kurzer Zeitraum. Und doch muß uns der Gegensatz zwischen dem heutigen Tage und dem 15. und 16. Juni des Jahres 1888 als ein sehr großer erscheinen.

Nur wenige Monate vorher hatte der Herrscher die Augen geschlossen, der durch die Ausdehnung seines Lebens und die Größe seiner Erfolge das gewöhnliche Maß menschlicher Dinge hinter sich zu lassen schien und auf dessen schlichter Persönlichkeit die Augen der Nation, ja der ganzen Welt in bewundernder Verehrung geruht hatten. Mit diesem Hinschied ging ein großes Zeitalter zu Ende, dessen erste Anfänge jetzt über ein Jahrhundert zurückliegen, das Zeitalter, da die Völker Europas, das deutsche voran, zu neuer Gestaltung ihres staatlichen Lebens gelangten.

Monate tiefer Sorge waren gefolgt. Der Erbe des Thrones, einst der Liebling seines Volks, ein Repräsentant blühender Kraft, war unheilbarem Siechtum verfallen und dazu berufen, das Zepter nur wenige Monate und nur mit zitternder ersterbender Hand zu führen.

Wie ganz anders stehn wir heute da! Wohl ist das begeisternde Heldenzeitalter vorüber, und Aufgaben anderer Art, z. T.

recht schwierige und wenig erfreuliche, sind gestellt. Aber wie glücklich ist das deutsche Volk über jene erste Sorgenzeit hinausgelangt. Wohl geziemt ihm heute, dankbar zu dem Lenker der Geschicke aufzublicken, daß ihm vergönnt war durch diese 25 Jahre das Seine zu behaupten, 25 Jahre lang trotz wiederholter Gefährdung die Segnungen des Friedens zu genießen und einen materiellen Aufschwung zu erleben, wie es ihn seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte. Und wohl ziemt es ihm den Herrscher zu ehren, der getreu den Überlieferungen seines Hauses sich mit höchster Anspannung der reichen Kräfte seines Geistes ganz in den Dienst des Staates stellt, den zu lenken er berufen ist.

Auch für unsere Hochschulen ist der heutige Gedenktag nicht bedeutungslos. Während wir hier unsere Festversammlung abhalten, sind Vertreter aller deutschen Universitäten im königlichen Schlosse zu Berlin versammelt und bringen auf Grund einer aus eigenem Antrieb erfolgten Verständigung gemeinsam ihre Huldigung und ihren Dank und ihre Glückwünsche dar. Die Universitäten wissen, welchen Rückhalt ihnen eine starke Obrigkeit, ein blühendes Staatsleben gewährt. Sie wissen, in welchem Maße die wissenschaftliche Arbeit wie alles geistige Schaffen durch eine ruhige Friedenszeit gefördert wird, dann zumal, wenn diese Friedenszeit aus einer heroischen Anspannung aller Kräfte herausgeboren ist. Beides, starken Rückhalt und die Muße des Friedens, danken die Universitäten der kaiserlichen Regierung. Unter ihr genießen auch sie die idealen und materiellen Früchte der nationalen Einigung, an der sie einst in hervorragender Weise mitgearbeitet haben.

Auch die Universität Göttingen darf auf dieses letzte Vierteljahrhundert mit Dank und Befriedigung zurückblicken, als auf eine Zeit blühender Entwicklung. Ein Jahr vor Beginn dieses Zeitraums hatte sie gerade noch ihr 150 jähriges Jubiläum gefeiert und dabei auf eine große Vergangenheit hinweisen dürfen. Wir wagen es auszusprechen, daß sie in diesem letzten Zeitraum jener Vergangenheit nicht Unehre gemacht und ihre Eigenart im Wesentlichen behauptet hat: die hauptsächlich, eine Stätte der Arbeit zu sein, wo hohe Anforderungen gestellt werden, an die Lehrenden nicht minder als an die Schüler.

Vor dem Wechsel, dem die menschlichen Dinge unterliegen, ist sie freilich nicht bewahrt geblieben. Ehrfurchtsvoll gedenken wir beim heutigen Anlasse des verstorbenen Prinzregenten von Braunschweig, der eben an jenem Feste als Rector magnificentissimus an die Spitze der Universität gestellt ward und während fast zweier Jahrzehnte seines Amtes in vornehmer Zurückhaltung ge-

waltet hat. Auch wenn wir auf die Lehrerschaft von 1888 zurückblicken, begegnen uns darin viele Gestalten, die längst aus unserer Mitte geschieden sind. Ein älteres ganz anderes Geschlecht war damals noch auf dem Plan. Noch lieb der Physiker Wilhelm Weber als der letzte der Göttinger Sieben der Georgia Augusta den Glanz seines Namens.

Daneben dürfen wir uns aber freuen, daß uns aus dem jüngeren Geschlechte von damals eine stattliche Reihe von Kollegen geblieben ist, nicht weniger als ein Viertelhundert, darunter der hochverehrte Lehrer der Rechtswissenschaft, der vor 25 Jahren als Prorektor von dieser Stelle aus zu Ihnen sprach.

Größer allerdings als die Zahl der seit 1888 uns gebliebenen ist die der seitdem neu hinzugekommenen Kollegen. Wir dürfen wohl bei diesem Anlasse der Unterrichtsverwaltung danken, daß sie regelmäßig bemüht gewesen ist, bei der Besetzung der Lehrstühle unsern Wünschen entgegenzukommen und den Unterricht auf seiner Höhe zu erhalten, und dies auch dann, wenn Widerstände zu überwinden waren. Ich stehe auch nicht an, heute an dieser Stelle eines bei der Leitung des preußischen Universitätswesens einst hervorragend beteiligten Mannes zu gedenken, des 1908 verstorbenen Friedrich Althoff. Er hat für unsere Bedürfnisse ein offenes Verständnis gehabt, und ist mit der ihm eigenen Energie stets dafür eingetreten, daß Göttingen seine hohe Stellung in der wissenschaftlichen Welt behaupte.

Die Zahl der Professoren hat sich nur wenig erhöht, mehr die der Privatdozenten. In beiden Klassen war die Vermehrung am stärksten im Gebiete der mathematisch-physikalischen Fächer.

In äußerlich starkem Kontrast zu dieser verhältnismäßigen Konstanz des Lehrkörpers steht die Zunahme der Studentenzahl. Seit 1874 hatte sich diese in der Nähe von 1000 bewegt und diese Höhe öfter um ein Geringes überschritten — so auch vor 25 Jahren — war aber dann im Herbst 1892 bis auf 716 gesunken. Später stieg sie wieder langsam. Im Sommer 1906 feierte man den 2000sten Studenten. Und seit mehreren Semestern liegt auch diese Zahl um Hunderte hinter uns. Es wird Niemandem beifallen aus diesen numerischen Verhältnissen großes Aufheben zu machen. Die Zahl der Studierenden ist im letzten Jahrzehnt überall, nicht bloß hier, gewaltig gewachsen. Und man fragt sich, ob das Wachstum überhaupt ein Glück sei, ob es nicht eher eine Zunahme der *θυροσκοφοί* als eine solche der *βάνχοι* darstelle, und auch ob alle durch das Studium erzeugten Anwartschaften werden Berücksichtigung finden können. Immerhin sind wir zufrieden, bei diesem Wachstum nicht

gegen die Schwesteruniversitäten in Rückstand zu kommen, und dürfen uns sagen, daß wir es unsern Schülern nicht leicht machen, und daß wir sehr viele fleißige nach Hohem strebende Arbeiter unter ihnen zählen. Auch freue ich mich festzustellen, daß die also gewachsene Studentenschaft nun wieder als ein zusammengeschlossenes Ganze dasteht. Seit langer Zeit ist es heute wieder das erste Mal, daß wir sie bei einem akademischen Feste so vor uns sehen. Möge sich, was etwa noch an Mißstimmung und Mißverständnis übrig geblieben ist, im Laufe des kommenden Jahres durch Mäßigung und billiges Entgegenkommen verlieren.

Viel bemerkenswerter als die Zunahme der Studierenden ist die der Institute und der den Zwecken der Universität dienenden Gebäude. In keinem Zeitraum von gleicher Ausdehnung hat die Georgia Augusta eine solche Bereicherung nach dieser Richtung erfahren. Die naturwissenschaftlichen Institute wurden durch solche für physikalische Chemie, für Geophysik, für angewandte Elektrizität, für angewandte Mathematik, sowie durch das landwirtschaftlich-bakteriologische Institut; die klinischen Anstalten durch die Kinderklinik bereichert. Dazu eine ganze Anzahl neuer Seminare eingerichtet, worunter ich das zur Erteilung von Diplomen berechnete versicherungswissenschaftliche Seminar und das aus der reichen Kartensammlung der Bibliothek herausgewachsene geographische Seminar hervorhebe.

Für mehrere dieser Anstalten mußten besondere Gebäude entweder neu hergestellt oder für die Universität erworben werden. Daneben durften sämtliche Kliniken und das physikalische Institut aus z. T. dürftigen Räumen in stattliche z. T. großartige Neubauten umziehen; bei andern Instituten wurde durch Anbauten der wachsenden Benutzung Rechnung getragen. Allseitigen Universitätszwecken diente die Erweiterung des Auditorienhauses, und insbesondere der im vergangenen Herbst zum Abschluß gekommene Bau eines Seminargebäudes, durch welchen langjährige dringende Wünsche besonders des historischen und philologischen Unterrichts befriedigt und der reichhaltigen archäologischen Sammlung ein würdiges Unterkommen geschaffen wurde. Nicht dem Unterricht, aber doch der Universität, speziell der Studentenschaft, dienen die neue Fechthalle und die neue Turnhalle. Eine auswärtige Anlage stellt der 1890 begründete Versuchsgarten auf dem Brocken dar.

Daneben wurde auch der innern Ergänzung und Bereicherung der Institute die Aufmerksamkeit zugewandt. Besonders erkennen wir es dankbar an, daß die Bibliothek, einst einer der vorzüglichsten Ruhmestitel der Georgia Augusta, durch große Zuwendungen

in den Stand gesetzt worden ist, sich allmählich wieder der Höhe zu nähern, von der sie in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts herabzugleiten begonnen hatte. Ihre Bändezahl ist in dieser Zeit von etwas über 400000 auf nahezu 600000 gestiegen.

Alles dies zeugt von gewaltiger Vermehrung der an unserer Universität geleisteten Arbeit, von einer Erweiterung und Verstärkung ihrer wissenschaftlichen Interessen; *möglich* wären die Leistungen nicht gewesen ohne das materielle Gedeihen des ganzen Landes, das die letzten Jahrzehnte kennzeichnet. *Daß* die im Lande vorhandenen Mittel in solchem Umfange unserem Unterrichtsbetrieb dienstbar gemacht worden sind, dafür haben wir in erster Linie der Hohen Staatsregierung zu danken, die uns zwar unsere Wünsche zunächst oft erneuern läßt, damit sie sich als ernsthaft und nicht bloß dem Augenblick dienend bewähren, dann aber schließlich nachhaltig zu helfen pflegt. Dabei verdient erwähnt zu werden, daß der Etat der Universität in dem Vierteljahrhundert von einer reichlichen Million auf anderthalb Millionen gestiegen ist.

Außerdem aber tragen wir nur eine Ehrenschild ab, wenn wir hier der Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik und Mathematik gedenken: die freiwilligen Zuwendungen, die uns aus diesem Kreise zugekommen sind, belaufen sich auf Hunderttausende. Diese Hilfe ist um so wärmer anzuerkennen, als dem deutschen Universitätsbetrieb sonst solche fortlaufende private Förderung wenig zu teil wird.

Rühmend sind auch die uns zugekommenen Stiftungen zu erwähnen, meist zu Gunsten unserer Schüler, einzelne auch für Dozenten und für Institutszwecke. Die Stadt feierte mit einer solchen den 2000sten Studenten, ein Verleger das Jubiläum seines Verlags, frühere Schüler der Universität das Andenken eines verdienten Lehrers, ein Elternpaar das ihres begabten Sohnes, der durch plötzlichen Tod dem Studium an unserer Universität entzogen war. Eine große Zuwendung erfolgte seitens eines akademischen Lehrers im Anschluß an eine auswärtige Ehrung. Durch die Vahlbruch-Stiftung wurde die philosophische Fakultät in den Stand gesetzt, alle zwei Jahre den größten Fortschritt in der Naturwissenschaft durch einen sehr namhaften Preis auszuzeichnen.

Dieser materielle Fortschritt der Universität läßt sich in Worten und Zahlen beschreiben. Die Hauptsache: was auf dieser materiellen Unterlage für Unterricht und Wissenschaft geleistet wurde, entzieht sich einer Darstellung. Aber es darf in diesem Zusammenhang auch an die großen, vorwiegend aus öffentlichen

Mitteln bestrittenen wissenschaftlichen Unternehmungen erinnert werden, die zwar nicht von der Universität als Körperschaft ausgehen, aber von Lehrern der Universität angeregt worden sind und geleitet werden, an denen auch manche jüngere Glieder der Universität als Mitarbeiter beteiligt sind: wie die große Sammlung der Papsturkunden, die Durchforschungen der Bibliotheken nach Karten und nach niederdeutschen Texten, die Inangriffnahme eines umfassenden geschichtlichen Atlas für Niedersachsen nebst andern Unternehmungen der historischen Kommission für Hannover und die angrenzenden Bundesstaaten, die Einrichtung eines Observatoriums in Samoa, die Vorbereitungen zu einer alle Verzweigungen der Überlieferung berücksichtigenden Ausgabe des griechischen alten Testaments und die eben jetzt hier ins Leben tretende Sammlung der Religionsurkunden aller Völker.

Von den organisatorischen Umgestaltungen der Georgia Augusta in diesem Vierteljahrhundert kann ich nicht ausführlich sprechen. Die wichtigsten waren wohl die Gliederung der philosophischen Fakultät in zwei Abteilungen bei sonstiger Wahrung ihrer traditionellen und innerlich berechtigten Einheit und die Einführung des Frauenstudiums, die hier zu gleicher Zeit wie an den andern preußischen Universitäten erfolgte. Aber ich darf vielleicht die retrospektive Betrachtung auf ein allgemeines Wort ausgehen lassen.

Mit den andern Universitäten Preußens genießt unsere Anstalt die Vorzüge, die die Zugehörigkeit zu einem großen und wohlverwalteten Staatswesen in sich schließt: die reichen Mittel und weiterhin die Unabhängigkeit von lokalen und provinzialen Einflüssen, kraft deren eine rein sachliche Behandlung der Dinge möglich ist. Dieser Vorzüge können sich aber die Universitäten nur dann ganz freuen, wenn die Einordnung in das große Staatswesen nicht zur Reglementierung und Schablonisierung führt, wenn die Unterrichtsverwaltung es jeder Universität überläßt, einigermaßen nach ihrer Façon das gesteckte Ziel zu erreichen. Insbesondere die Universität Göttingen darf vermöge ihrer Tradition beanspruchen als *sui generis* behandelt und in ihrer Eigentümlichkeit erhalten zu werden. Mit Genugtuung stelle ich fest, daß dieser Anspruch noch ganz neuerdings an maßgebender Stelle als berechtigt anerkannt worden ist. Selbstverständliche Voraussetzung hierbei ist aber, daß unsere Leistungen hinter unsern Ansprüchen nicht zurückstehen. Wir wollen bei diesem Feste aufs neue geloben unsere Pflicht zu tun.

IV.

Hochgeehrte Versammlung,

Es war unser Bestreben dem heutigen Tage, wie es sich ziemte, ein möglichst festliches Gepräge zu geben. Wir freuen uns des Schmucks der Farben und der Töne, der uns in dieser Stunde umstrahlt und umklingt. Aber der Festfeier soll noch etwas über diese Stunde hinaus bleibendes hinzugefügt werden. Durch das ganze Land geht während dieser Wochen der Drang, sich bei der Feier des Jubiläums Seiner Majestät nicht auf vorüberreichenden Festprunk zu beschränken, sondern der Freude und der Dankbarkeit, von der die Herzen bewegt werden, durch materielle Opfer zu Gunsten derer, die Hilfe nötig haben, Ausdruck zu geben.

Auch die Lehrerschaft der Universität hegte den Wunsch, zum heutigen Tage etwas Bleibendes zu stiften, das ihren Pflegebefohlenen zu Gute käme. Wohl hat das Beste, was die akademischen Lehrer ihren Schülern bieten können, keinen Geldeswert: Güter des Wissens ihnen zu übermitteln und so viel Eigenes und Persönliches in diese Übermittlung zu legen als wir vermögen, das erstreben wir. Aber wir wollen bezeugen, daß uns nicht bloß die intellektuelle Ausbildung der anvertrauten Jugend am Herzen liegt, sondern wir uns gedrungen und verpflichtet fühlen, auch an dem persönlichen Wohlergehen der Schüler innerlichen Anteil zu nehmen und durch unser Handeln dafür zu sorgen, als Einzelne wie als Korporation.

Unter den Wohlfahrtseinrichtungen, die an der Georgia Augusta zu Gunsten der Studierenden bestehen, wird längst das Fehlen einer akademischen Lesehalle als Lücke empfunden. Wiederholt hat sich unsere Studentenschaft darum bemüht und in höchst anerkennenswerter Weise sind in ihrer Mitte einzelne Kreise tätig gewesen Mittel dafür zu sammeln. Die Lehrerschaft der Universität hat sich entschlossen, nunmehr ein derartiges Institut ins Leben zu rufen, und zwar mit solcher Ausgestaltung, daß nicht bloß Gelegenheit zu Lektüre aller Art geboten wird, sondern vor allem und hauptsächlich eine Stätte behaglichen Zusammenseins geschaffen wird, wo sich die Jugend in Gesprächen und Vorträgen austauschen kann, und wo auch der Einsame Anschluß und ein Heim findet. Ich freue mich mitteilen zu können, daß die Professoren und Dozenten der Universität, denen sich in liebenswürdiger Weise der gegenwärtige und der frühere Herr Kurator und

der Herr Universitätsrichter angeschlossen haben, bei einer in den vergangenen Wochen angestellten Sammlung die Summe von Mark 10679 für diesen Zweck zusammengelegt haben.

Mit dieser Jubiläumsstiftung der akademischen Lehrer, die ich hiermit feierlich der Universität übergebe, ist die Lesehalle gesichert. Die vorgesetzte Behörde hat der Neugründung ihr Wohlwollen zugesagt. In zuvorkommender Weise stellen uns Magistrat und Bürgerschaft der Stadt Göttingen vorzüglich geeignete Räume zur Verfügung, die in einem bevorstehenden Neubau eigens zu diesem Zwecke hergerichtet werden sollen. So hoffen wir bestimmt in nicht zu ferner Zeit die Räume öffnen zu können und laden unsere gesamte Schülerschaft zu deren Benutzung ein. Möge die neue Einrichtung den Erwartungen und Wünschen entsprechen und Gutes schaffen! Möge sie auch stets die Erinnerung an den heutigen Jubeltag lebendig erhalten!

Und nun bleibt noch Eine Mitteilung übrig. Die Fakultäten haben beschlossen aus Anlaß des Festes Doctoren honoris causa zu kreieren. Die Universitäten sind in der Lage Ehren verleihen zu können, die keine andere Korporation und kein Einzelner zu verleihen vermag, Ehren, deren Form an eine mehr als halbtausendjährige Überlieferung anknüpft. Sie vermögen durch die Verkündung solcher Ehren einem Feste einen Schmuck zu verleihen, der schlicht aber einzigartig ist. Anderseits erhält eine solche Ehrung ihr besonderes Gepräge durch den Anlaß, aus dem sie erteilt wird. Bei den Männern, die heute zu Doctoren honoris causa ernannt werden sollen, kommt durch die Promotion zum Ausdruck, daß ihr Leben und Wirken für das verflossene Vierteljahrhundert in irgend einer Richtung bedeutsam war, und daß wir Grund haben ihnen gerade am heutigen Tage Dank und Anerkennung zu zollen. Ich lade Sie ein, die von den vier Fakultäten beschlossenen Ehrenpromotionen aus dem Munde der Dekane zu vernehmen.

[Herr Professor KÜHL:]

Im Frieden des Deutschen Reiches Macht und Größe zu mehren: das ist vom ersten Anfang an Sinn und Ziel der Regierung unseres erlauchten Kaiserlichen und Königlichen Herrn gewesen und ist es bis zum gegenwärtigen Augenblick hin geblieben. In friedlichem Wettbewerb mit andern Nationen ist Deutschland während der Zeit seiner Regierung in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten. Die gewaltigen Gebietserweiterungen schufen gewaltige neue Auf-

gaben; unter ihnen eine der dringlichsten die Sorge, daß mit dem Vordringen der deutschen Macht unter unzivilisierten Völkern das Vordringen deutscher Kultur und deutscher Gesittung Hand in Hand gehe. Deutsche Kultur aber bedeutet christliche Kultur. So wuchsen denn der christlichen Kirche aus dieser kolonialen Entwicklung des deutschen Reiches immer neue, stetig sich steigernde Aufgaben zu. Die evangelische Kirche hat den ihr damit vorgezeichneten Weg der Missionspflicht für die neuerworbenen Kolonien alsbald betreten, rüstig und zielbewußt. Und was sie da draußen als Kulturträgerin in dieser kurzen Spanne Zeit geleistet hat, hat weithin warme, zum Teil begeisterte Anerkennung gefunden. Die Aufnahme, die der Gedanke einer Nationalspende zum besten der christlichen Mission in den weitesten Kreisen unseres Volkes gefunden hat, sie wäre vor 25 Jahren kaum denkbar gewesen. Sie ist ein beredtes Zeugnis dafür, daß der Sinn und das Interesse für die Mission, die Merkzeichen frisch pulsierenden Lebens einer kirchlichen Gemeinschaft, von neuem aufs kräftigste angefacht worden sind durch die bewundernswerten Großtaten unserer Kolonialmission.

Mit freudigem Dank und mit berechtigtem Stolz gedenkt die theologische Fakultät daher am heutigen Tage der Männer, die opferfreudig Kopf und Herz, Zeit und Kraft in den Dienst der evangelischen Mission in unsern deutschen Kolonien gestellt haben. Diesem Dank hat sie gerade bei der heutigen Jubelfeier entsprechenden Ausdruck verleihen wollen durch eine Ehrenpromotion, deren Urkunde durch Verlesung des Diploms nunmehr öffentlich und feierlich bekannt zu geben mir eine hohe Ehre und Freude ist.

Q. F. F. F. Q. S.

Auspiciis et auctoritate

augustissimi potentissimi principis ac domini

WILHELMI II

imperatoris Germanorum Borussiae regis domini nostri longe clementissimi prorectore academiae Georgiae Augustae magnifico Iacobo Wackernagel philosophiae doctore philologiae comparativae linguarum indogermanicarum professore publico ordinario die XVI mensis Iunii anni MCMXIII quo die festo Wilhelmi II augustissimi principis imperii quinque lustra peracta celebramus praeterita grata mente recolentes in futurum pia vota nuncupantes

ego Ernestus Kuehl

theologiae et philosophiae doctor

theologiae professor publicus ordinarius
ordinis theologorum h. t. decanus et promotor legitime constitutus
MAXIMILIANUM BERNER

summi tribunalis res administrativas iudicantis socium, qui societibus evangelio apud gentiles propagando inservientibus consilio suo praesertim in iuris quaestionibus egregie prospexit, rationes eis adiuvandis et promovendis aptas indefessa diligentia viris patriam nostram gubernantibus nomine favente commendare non desiit, societatis Berolinensis per aliquot annos praesidem optime meritum muneris et officii fidei christianae pervolgandae publice saepe praeconem ac laudatorem *honoris causa theologiae doctorem* creavi creatumque renuntiavi.

[Herr Professor RABEL:]

Die juristische Fakultät promoviert ehrenhalber zum Doktor der Rechte einen Mann, der seit sechzehn Jahren Sr. Majestät dem Kaiser an einer der verantwortungsvollsten Stellen beratend und helfend zur Seite steht, Se. Exz. den Herrn Staatsminister und Staatssekretär des Reichsmarineamts, Großadmiral von Tirpitz. Getreu dem Willen des Kaisers schuf er mit kundiger Tatkraft und fester Besonnenheit dem Reich die heutige stolze Seemacht — nicht zum kriegerischen Angriff auf fremde Länder, vielmehr damit die Blüte des Vaterlands sich ungestört entfalte, das tätige deutsche Volk am friedlichen Weltverkehr seinen freien Anteil nehme.

Großadmiral von Tirpitz hat zudem mit trefflichen sozialen Einrichtungen für die Flottenangehörigen und Werftarbeiter gesorgt; er hat die ferne Kolonie am Gestade Chinas zu einem schönen Zeugnis für die Fähigkeiten unserer Landsleute, zumal auch für das deutsche Rechtswesen gestaltet. Als vorbildlicher Organisator eines großzügigen Werks, als Urheber zeitgemäßer Gesetze, als einsichtiger Staatsmann verband er sich die Wissenschaft, deren Gebiet die Ordnung der nationalen Gemeinschaft und des menschlichen Zusammenlebens ist.

p. p. ego Ernestus Rabel
iuris utriusque doctor et professor publicus ordinarius
ordinis iureconsultorum h. t. decanus et promotor legitime
constitutus
virum perillustrem excellentissimum
ALFREDUM DE TIRPITZ
magnum classis praefectum imperatoris regis administrum Borussiae regendae nec non totius rei publicae germanicae gerendae

cui maritimarum potissimum rerum cura demandata est maximis honoribus dignitatibus insignibus ornatum, qui imperatoris nostri praecelsissimi in consiliis socius spectatus, in opera adiutor strenuus summo ingenio alta mente inserviens patriae pro sua parte mirabili eventu simul laboravit et ut navalibus copiis amplificandis imperii maiestas augeretur et ut pace servanda opes patriae crescerent, cuiusvis generis artes laetius efflorescerent qui pro sua peritia officiorum nauticorum formae, pro sua humanitate classiariorum condicioni egregiis institutis consuluit qui in orientis solis ultimis partibus nostratium industriae monumentum exegit qui suo in munere felix semper exstitit et ordinator et legum auctor virum propositi tenacem veri pervicacem *iuris utriusque doctorem honoris causa* ex ordinis mei decreto creo, creatum renuntio, renuntiatum proclamo.

[Herr Professor KAUFMANN:]

Die heutige Feier lenkt unsere Blicke zurück auch auf die Bahn fortschreitender Entwicklung, welche die medizinische Wissenschaft während der fünf Lustren der Regierung unseres gezeigten Monarchen durchmaß. Und wenn wir hierbei die Werte prüfen und sichten, welche in dieser Zeit erspriesslicher Arbeit unter den Fittichen des Friedens dem Schatze medizinischen Erkennens und Wissens neu hinzugefügt wurden, so werden wir bei gewissenhafter Selbstbesinnung zur rückhaltlosen Anerkennung geführt, daß die Medizin in dem durchlaufenen Zeitraum in mehr als einer Hinsicht wiederum viele bedeutungsvolle Anregungen und fördernde Aufklärungen auch solchen Forschern zu verdanken hat, welche auf anderen Gebieten im weiten Reiche der Naturwissenschaften erfolgreich wirkend, mit uns verbunden sind durch das eine, gleiche hohe Ziel, immer tiefer einzudringen in das geheimnisvolle Walten der Natur.

In ehrender Anerkennung dieser Förderer und Mehrer naturwissenschaftlicher Erkenntnis, welche auch der Medizin die Fackel vorantrugen, hat die Fakultät — leider nicht vermögend, noch manchem anderen heute in gleicher Weise gerecht zu werden — diesen festlichen Anlaß freudig ergriffen, einen in jenem Sinne in hervorragendem Maße verdienten Gelehrten, einen Pfadfinder auf dem Gebiete der physikalischen Chemie, dessen bedeutsame Wirksamkeit als Forscher und geborener Lehrer auch unserer Alma mater während einer Reihe von Jahren unmittelbar zu Gute kam, zum Göttinger Doctor der Medizin honoris causa zu kreieren.

p. p. ego ordinis medicorum h. t. decanus et promotor legitime
constitutus

Eduardus Kaufmann

medicinae chirurgiae artisue obstetriciae doctor
anatomiae pathologicae professor publicus ordinarius
virum egregium

WALTHERUM NERNST

naturae observandae subtilissimum artificem, inter cuius merita insignia splendent electricitatis galvanicae ratio et caloris illud theorema, qui singulari facultate cognita repraesentandi et quasi oculis insinuandi biologiis intimis chemiae physicae mysteriis nondum initiatis viam ad adyta illa aperuit, cui multum debent quicumque illius scientiae rationes medicinae adhibent, ipsum ducem ac signiferum in referendis his rationibus ad quaestiones physiologas relatis nova luce etiam scientias medicas illustrantem *honoris causa medicinae chirurgiae et artis obstetriciae doctorem* creavi et renuntiavi.

[Herr Professor BRANDI:]

Die philosophische Fakultät bekennt sich in dieser feierlichen Stunde einmütig und dankbar zu ihrem Namen.

Rerum cognoscere causas.

Alle Arbeit in unseren durch eine segensvolle Regierung immer reicher gemehrten Werkstätten findet ihr letztes Ziel und ihre höchste Rechtfertigung in dem Streben, aus der Fülle der Erscheinungen herauszuholen die erkennbaren Züge des Allgemeingültigen: die bewegenden Gesetze des natürlichen Lebens, die ewigen Werte der sittlichen Welt und die klassischen Formen menschlicher Gestaltungen.

Aus der Tiefe solcher Erkenntnis sollen die Maximen gewonnen werden für das Leben, das sich in den Händen der philosophisch vertieften Menschen bewußt zum Kunstwerk gestaltet. Deshalb stehen wir nicht an, über die Vita contemplativa zu stellen die von tiefer Erkenntnis der natürlichen und der sittlichen Welt getragene Vita activa; unsere Fakultäten sind demütig und stolz genug, aus festlichem Anlaß gerade die Größe gestaltenden Schaffens und sinnvollen Handelns in ihren Formen zu ehren. Ihr schönstes Vorrecht aber ist es, ~~denen~~ den Lorbeer der Ehre zu reichen, die einst zuerst aus ihrem Schoß den Schatz der Erkenntnis genommen haben, und die sich durch Ehre enger zu verbinden, die selbst zeitlebens sich zu ihnen und zu ihrem Geist bekennen.

Die philosophische Fakultät hat auf Antrag ihrer beiden Abteilungen beschlossen, am heutigen Tage zum Ehrendoctor der Phi-

losophie zu kreieren einen der treuesten Schüler der Georgia Augusta und ihres Philosophen Lotze, einen tiefgreifenden Kenner deutscher Denker und Dichter der klassischen Zeit, einen beredten Bewunderer jener beispiellosen geistigen und sittlichen Erhebung deutscher Nation, deren Jahrhundertfeier wir in diesem Jahre begehen, einen Träger deutschen Geisteslebens in England, den Organisator großartiger Universitätsinstitute seiner Heimat, den Lordkanzler von Großbritannien und Irland, Rector der Universität Edinburgh, Viscount Haldane. Kraft des mir übertragenen Rechts vollziehe ich nunmehr die Promotion und Renuntiation in hergebrachter Form.

p. p. ego Carolus Brandi
philosophiae doctor

historiae mediae ac novae professor publicus ordinarius

DOMINUM RICARDUM BURDONEM HALDANE

vicecomitem de Cloan cancellarium magnae Britanniae et Hiberniae qui in academia Georgia Augusta, Lotzio potissimum auctore, studiis philosophis imbutus, in arcana adyta philosophorum ac poetarum principum nostratium penetravit, qui illius aetatis, qua patria nostra e cineribus resuscitabatur, et nostrorum heroum veram ac vividam imaginem suis civibus repraesentans, populi Germani gratiam meruit, qui summam rerum copiam sagacitate Aristotelea complectens, simul Platonico nisu sursum ad altiora tendens, suam philosophiam excoluit, ut humanae vitae ad veras rationes conformandae aptam, ita naturae cognitioni intentam, qui aurea commilitonibus tradidit praecepta, insigni administrandi et regendi virtute praecellens patriae suae universitates, collegia, instituta sua cura complexus valde promovit, et ordinando non minus quam suis studiis de litteris ac scientiis meritus est, qui totus publicis negotiis et Britanniae saluti deditus, simul orbis terrarum populos praesertim cognatos pacis securitate, communione litterarum praedudicatarum opinionum refutatione conciliat, rerum humanarum perplexam obscuritatem luce vere philosopha collustrare pergit, hunc igitur virum, quem Georgiae Augustae alumnum esse inter decora nostra numerantes gloriamur, sincera animi pietate civitatem suam Gottingensem recordari valde laetamur, *honoris causa philosophiae doctorem et artium liberalium magistrum* creo, creatum

renuntio, renuntiatum proclamo

Q. F. F. F. Q. S.

Hochgeehrte Anwesende,

Sie haben die Namen derer vernommen, die wir heute in feierlichster Weise unserer Universität als neue Glieder zugesellen. Und gewiß haben Sie in Ihrem Herzen dieser Ehrung Beifall gezollt. Wir alle bringen in unsern Gedanken den ausgezeichneten Männern Willkomm und Glückwunsch dar.

Aber nunmehr wendet sich der Blick nach höherer Stelle. Jede akademische Feier pflegen wir in eine an den Herrscher gerichtete Huldigung ausklingen zu lassen. In besonderem Maße ziemt sich dies für die heutige Jubiläumsfeier. Da gilt es, in die Huldigung den Dank für alles einzuschließen, was das Land und unsere Universität und jeder Einzelne während des vergangenen Vierteljahrhunderts unter der Regierung Seiner Majestät empfangen hat. In diesem Sinne bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf:

Seine Majestät unser allergnädigster Kaiser und König Wilhelm II.
lebe hoch! hoch! hoch!
